

VERSCHENKBUCH ZUM JAHRESWECHSEL

5 klassische Weihnachtsgeschichten von

H. C. Andersen
L. F. Baum
G. de Maupassant
O. Henry und
L. Tolstoi



Verschenkbuch zum Jahreswechsel

Fünf klassische Meistererzählungen rund um die Weihnachtszeit

von

*Hans Christian Andersen
Lyman Frank Baum
Guy de Maupassant
O. Henry
Leo Tolstoi*

Herausgegeben von:

I-Bux.Com

service@i-bux.com

Zusammengetragen und bearbeitet von:

Benno Schmid-Wilhelm

Bezugslinks

Taschenbuch:

ISBN - 978 15 19 73 64 99

<https://amzn.to/3xlUHQZ>

Kindle-E-Book:

<https://amzn.to/3kR4CJ9>

Inhaltsübersicht

Hans Christian Andersen	1
Das kleine Mädchen mit dem Schwefelhölzchen (1845)	2
Lyman Frank Baum	7
Die fantastische Biografie des Nikolausi (1902)	8
Teil 1 - Kindheit und Jugend	12
Teil 2 - Werden und Wirken	41
Teil 3 - Tod und Leben	137
O. Henry	161
Das Geschenk der Weisen (1905)	162
Guy de Maupassant	173
Heiligabend (1882)	174
Leo Nikolajewitsch Tolstoi	181
Der Schuster Martin (1853)	182

Hans Christian Andersen (1805 - 1875) hatte insgesamt 156 Märchen verfasst beziehungsweise Volksmärchen umgeschrieben („Kunstmärchen“). Viele davon wurden verfilmt.

Die in diesem Buch enthaltene Geschichte wurde 1897 auch als Oper uraufgeführt.

Andersen wurde als Sohn eines Schuhmachers und einer Wäscherin geboren. Nachdem er vergeblich versucht hatte, als Vierzehnjähriger in Kopenhagen beim Theater unterzukommen, gelang es ihm, über die Vermittlung eines Konferenzrates mehrere Lateinschulen zu besuchen.

Sein erstes Gedicht erschien bereits am Ende seiner Schulzeit, sein erstes Gedicht schrieb er als Achtzehnjähriger.

Das kleine Mädchen mit dem Schwefelhölzchen

Dänischer Originaltitel:

Den lille Pige med Svovlstikkerne
1845

Es war ganz grausam kalt; es schneite und dunkelte bereits; zudem war es der letzte Abend im Jahre, Silvesterabend.

In dieser Kälte und in dieser Dunkelheit ging auf der Straße ein kleines, armes Mädchen mit bloßem Kopf und nackten Füßen.

Ja, es hatte ja freilich Pantoffeln angehabt, als es von zu Hause weging, aber was konnte das helfen! Es waren sehr große Pantoffeln, ihre Mutter hatte sie zuletzt benützt, so groß waren sie, und die verlor die Kleine, als sie über die Straße eilte, weil zwei Wagen in rasender Eile vorbeipretschten. Der eine Pantoffel war nicht zu finden, und mit dem andern lief ein Junge davon; er sagte, dass er ihn als Wiege benützen könne, wenn er einmal Kinder bekäme.

Da ging nun das kleine Mädchen auf den kleinen, nackten Füßen, die rot und blau vor Kälte waren; in einer alten Schürze trug es eine Menge Schwefelhölzer, und in der Hand hielt sie ein Schächtelchen.

Den ganzen Tag über hatte ihr niemand etwas abgekauft, keiner hatte ihr auch nur einen kleinen Schilling gegeben; hungrig und verfroren ging es dahin und sah so verschüchtert aus, der arme kleine Wurm!

Die Schneeflocken fielen in seine langen, blonden Haare, die sich so schön um den Nacken lockten; - aber an die Pracht dachte es freilich nicht. Aus allen Fenstern leuchteten Lichte, und dann roch es da in der Straße so herrlich nach Gänsebraten; es war ja Neujahrsabend, - ja, daran dachte es.

Hinten in einem Winkel zwischen zwei Häusern - das eine sprang ein wenig mehr in die Straße vor als das andere - da setzte es sich hin und kauerte sich zusammen. Seine Beinchen hatte es unter sich hinaufgezogen, aber es fror nur noch mehr und nach Hause zu gehen, traute es sich nicht.

Es hatte ja keine Schwefelhölzer verkauft, keinen einzigen Schilling bekommen, es würde bestimmt Schläge bekommen.

Und kalt war es auch daheim, sie hatten nur gerade das Dach über sich, und da piff der Wind herein, obschon Stroh und Lumpen in die größten Spalten gestopft waren.

Seine kleinen Hände waren beinahe ganz tot vor Kälte. Ach, ein Schwefelhölzchen würde gut tun! Hätte es nur gewagt, eines aus dem Schächtelchen zu ziehen, es an der Wand anzustreichen und die Finger daran zu wärmen!

Das Mädchen zog eines heraus. „Ritsch!“
Wie das sprühte, wie schön es brannte!

Es war eine warme klare Flamme wie eine kleine Kerze, als es die Hand darum hielt; es war ein wunderbares Licht! Dem kleinen Mädchen schien es, als säße es vor einem großen Eisenofen mit blanken Messingkugeln und Messingverzierungen; das Feuer brannte so herrlich, wärmte wohltuend; nein, was war das! - Die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen, - da erlosch die Flamme. Der Ofen verschwand, es saß mit einem kleinen Stumpf eines abgebrannten Schwefelholzes in der Hand.

Ein neues wurde angesteckt, es brannte, es leuchtete, und an der Mauerstelle, auf welche der Schein fiel, wurde es durchsichtig wie ein Schleier. Das Mädchen sah ganz bis in die Stube hinein, wo der Tisch mit einem blendend weißen Tuch gedeckt und feinem Porzellan gedeckt war, und köstlich dampfte eine mit Pflaumen und Äpfeln gefüllte Gans; und was noch prächtiger war, die Gans sprang von der Schüssel, wackelte über den Boden mit Gabel und Messer im Rücken, ganz hin zu dem armen Mädchen kam sie; da erlosch das Schwefelholz, und es war nur die dicke, kalte Mauer zu sehen.

Das Mädchen zündete ein neues an.

Da saß die Kleine unter dem herrlichsten Weihnachtsbaum, der war noch größer und noch reichlicher geputzt als der, den sie am letzten Weihnachtsabend durch die Glastüre bei dem reichen Kaufmann gesehen hatte.

Tausend Lichte brannten an den grünen Zweigen, und bunte Bilder wie die, die die Ladenfenster schmückten, sahen auf das Mädchen herab. Die Kleine streckte beide Hände hoch, - da erlosch das Schwefelholz. Die vielen Weihnachtslichter stiegen höher und höher, es sah erst jetzt, dass es die klaren Sterne waren. Einer von ihnen fiel herab und zog einen langen Feuerstreifen über den Himmel.

„Jetzt stirbt jemand!“, sagte die Kleine, denn die alte Großmutter, die als einzige gut zu ihr gewesen war, aber jetzt längst tot war, hatte gesagt: *„Wenn ein Stern fällt, steigt eine Seele zu Gott hinauf!“*

Das Mädchen strich wieder ein Schwefelholz an die Mauer, es warf einen weiten Lichtschein ringsumher, und in dem Glanz stand die alte Großmutter, so hell, so leuchtend, so mild und gesegnet.

„Großmutter!“, rief die Kleine, *„oh, nimm mich mit! Ich weiß, du bist wieder weg, wenn das Schwefelholz ausgeht, fort, wie der warme Ofen, der herrliche Gänsebraten und der große, prachtvolle Weihnachtsbaum!“*

Und sie strich in Eile den ganzen Rest Schwefelhölzer an, die im Schächtelchen waren, sie wollte die Großmutter recht festhalten; und die Schwefelhölzer leuchteten mit einem solchen Glanz, dass es heller war als am lichten Tag. Großmutter war früher niemals so schön gewesen, so groß; sie nahm das kleine Mädchen auf ihren Arm, und sie flogen in Glanz und Freude so hoch, so hoch!

Und da war keine Kälte, kein Hunger, keine Angst - sie waren bei Gott!

Aber im Winkel am Hause saß in der kalten Morgenstunde das kleine Mädchen mit roten Wangen, mit einem Lächeln um den Mund - tot, erfroren am letzten Abend des alten Jahres.

Der Neujahrsmorgen ging auf über der kleinen Leiche, die mit Schwefelhölzern dasaß, von denen ein Schächtelchen fast abgebrannt war.

„Sie hat sich wärmen wollen“, sagte man.

Niemand wusste, was sie Schönes gesehen hatte, in welchem Glanz sie mit der alten Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war!

Von **Lyman Frank Baum** (1856 - 1919) stammen der Kinderbuchklassiker „Der Zauberer von Oz“ sowie dreizehn Fortsetzungsromane.

Lyman Frank Baum bekam von seinem vermögenden deutschstämmigen Vater zum fünfzehnten Geburtstag eine Druckerpresse geschenkt. Dies weckte das Interesse des jungen Baum am Schreiben.

Baum versuchte sich am Theater, arbeitete für Zeitungen und Zeitschriften und stellte zudem ein patentiertes Schmieröl her. Eine Zeit lang leitete er ein eigenes Warenhaus und auch einen Hühnerhof.

Da er sich gerne Gute-Nacht-Geschichten für seine Kinder ausdachte, entschloss er sich, auch für andere Kinder zu schreiben.

In der hier enthaltenen Geschichte - seinem Sohn Harry Neal gewidmet - wird der Heilige Nikolaus einmal anders beschrieben. Baum erzählt, wie der Weihnachtsmann als Baby im Wald ausgesetzt und von einem Fabelwesen großgezogen wurde.

Sie erfahren, wie Nikolausi als junger Mann selbstständig wurde und es sich zur Aufgabe gemacht hat, Kindern Freude zu bereiten. Des Weiteren erleben Sie in dieser Fantasieerzählung die Fertigung des ersten Spielzeuges und die Gründung der Weihnachtswerkstatt mit.

Aber es läuft nicht immer alles nach Plan ...

Die fantastische Biografie des Nikolausi

Amerikanischer Originaltitel:

The Life and Adventures of Santa Claus
1902

Teil I – Kindheit und Jugend

Kapitel 1: Der Zauberwald Börsi	13
Kapitel 2: Das Menschenkind	15
Kapitel 3: Die Adoption	21
Kapitel 4: Nikolausi	23
Kapitel 5: Der große Gebieter der Wälder	28
Kapitel 6: Nikolausi entdeckt die Menschen	31
Kapitel 7: Nikolausi verlässt den Zauberwald	36

Teil II – Werden und Wirken

Kapitel 1: Das Tal des Lachens	42
Kapitel 2: Nikolausi schnitzt sein erstes Spielzeug	49
Kapitel 3: Die Spielzeuge wurden bunt	55
Kapitel 4: Die kleine Maira erschrak sich fürchterlich	65
Kapitel 5: Frieda Fröhlich kommt ins Tal des Lachens	71
Kapitel 6: Die Bösartigkeit der Abschoi	80
Kapitel 7: Der große Kampf zwischen Gut und Böse	90
Kapitel 8: Die erste Fahrt mit den Rentieren	99
Kapitel 9: „Sankt Nikolaus“	111
Kapitel 10: Weihnachtsabend	113
Kapitel 11: Wie die ersten Strümpfe neben die Kamine gehängt wurden	123
Kapitel 12: Der erste Weihnachtsbaum	132

Teil III – Tod und Leben

Kapitel 1: Der Mantel der Unsterblichkeit	123
Kapitel 2: Als auch die Welt älter wurde	134
Kapitel 3: Santa Nikolaus und seine Helfer	138

Teil I
Kindheit und Jugend

Kapitel 1

Der Zauberwald Börsi

Habt ihr schon einmal vom großen Wald, den Zauberwald, gehört?

Meine Gouvernante hatte mir Lieder darüber vorgesungen, als ich noch klein war. Ich erinnere mich gut daran. Sie besang die Riesenbäume, die so gedrängt und dicht beieinanderstanden, dass sich ihre Wurzeln unten im Erdreich unentwirrbar miteinander verschlungen hatten, ebenso wie die Laubkronen weit oben, die raue Rinde und die knorrigen Äste der gewaltigen Stämme, das schier undurchdringliche Blätterwerk, das sich über den ganzen Wald spannte.

An den Stellen, wo die Sonnenstrahlen einen Durchschlupf fanden, besprenkelten sie den Boden mit lauter kleinen Lichtpunkten, doch ansonsten herrscht überall ein unheimliches Dämmerlicht mit bewegten Schatten, die über Moosflecken und Boden huschten, der teppichgleich mit abgefallenen Blättern und Nadeln bedeckt war.

Der Zauberwald ist überwältigend groß und flößt jedem, der sich in seinem Schatten zu verbergen sucht, unweigerlich Furcht ein. Wenn man ihn von einer sonnenüberfluteten Wiese her betritt, meint man zuerst, in ein labyrinthisches Halbdunkel geraten zu sein, doch je besser man sich an dieses Licht gewöhnt, umso fröhlicher wird die Stimmung und wandelt sich zu einem Quell unendlicher Freude.

In Jahrhunderten wuchs der Wald immer mehr und gedieh zu seiner jetzigen Größe und Pracht. Nur das Geraschel eifriger Eichhörnchen, das entfernte Grollen von Wildtieren und das lebhaftes Gezwitscher der Vögel durchdrang sein tiefes Schweigen.

Doch darüber hinaus leben im Zauberwald auch noch weitere Bewohner.

Von Anbeginn an bevölkerte Mutter Natur den Wald auch mit Elfen, Feen, Zwergen, Aischen, Minorkos und Nymphen. Bis in alle Ewigkeit wird dieser Ort auch ihre Heimat sein; eine Idylle und Spielwiese für diese kleinen Unsterblichen, die das Leben in seinen Tiefen genießen.

Bis heute blieb der Zauberwald von der Zivilisation unberührt.

Ob es ihr jemals gelingen wird, diesen Wald zu erobern, bezweifle ich sehr.

Kapitel 2

Das Menschenkind

Vor so langer Zeit, dass sich selbst unsere Urgroßväter nicht mehr daran entsinnen können, lebte im großen Wald von Börsi eine Baumnymphe namens Nezilia. Sie war eine nahe Verwandte der Königin Tsurlina, und wohnte im Schatten einer weit ausladenden Eiche.

Einmal im Jahr, am Knospentag, wenn die Zweige neu austrieben, durfte Nezilia der mächtigen Königin den Goldenen Kelch des Großen Ärz an die Lippen führen, damit sie zum Wohle des Waldes einen Schluck daraus nähme. Es handelte sich also um eine ziemlich bedeutende Nymphe. Doch darüber hinaus preist man bis auf den heutigen Tag vor allem ihre Schönheit und ihr Anmut.

Wann sie genau erschaffen wurde, ist unbekannt. Auch Königin Tsurlina wusste es nicht und selbst der Große Ärz war überfragt. Es war jedenfalls lange her, in Zeiten, als die Welt noch neu war und ein dringender Bedarf an Nymphen bestand, um auf die jungen Bäume achtzugeben und sie bei ihrem Wachstum zu unterstützen. Damals, an einem Tag, an den sich niemand mehr erinnert, sprang Nezilia in ihr Dasein; strahlend, lieblich, schlank und rank wie die frischen Triebe, die zu beschützen sie erschaffen worden war.

Ihr Haar hatte die Farbe der stacheligen Kastanienhüllen; ihre Augen funkelten im Sonnenlicht blau und im Schatten purpurn; ihre Wangen glühten in dem zarten Rosa, das bei Sonnenuntergang die Wolken berührt; sie hatte dunkelrote und volle Lippen, die einen entzückenden Schmollmund formten. Ihr Kleid war eichenblattgrün wie das aller Waldnymphen. Das ist die Lieblingsfarbe dieser Nymphenart. Ihre zierlichen Füßchen steckten in niedlichen Sandalen, während ihr Kopf mit nichts anderem bedeckt war als ihren eigenen seidigen Locken.

Nezilias Aufgabengebiet war einfach und klar umrissen: Sie kümmerte sich um die zwischen den Bäumen heranwachsenden empfindlichen Jungpflanzen, und versorgte sie mit frischer Bodennahrung.

Sie verscheuchte die Unkräuter, die ein heimtückisches Vergnügen daran fanden, die jungen Pflanzen umzuknicken und anzuknabbern, sodass sie, von solch rüdem Umgang verletzt, rasch eingingen. In der trockenen Jahreszeit brachte sie Wasser aus den Bächen und Teichen herbei und befeuchtete damit die Wurzeln ihrer durstigen Pfleglinge.

So war das am Anfang. Später mieden die Unkräuter jene Gegenden, in denen sich Waldnymphen der Schösslinge annahmen. Sobald die Pfleglinge ein Stück gewachsen waren und eine gewisse Größe erreicht hatten, waren sie kräftig und widerstandsfähig genug, um alleine zurechtzukommen.

Nezilias Verpflichtungen schwanden dahin wie der abnehmende Mond und es kam die Zeit, da sich mehr Gleichförmigkeit und Langeweile in das Leben der Nymphe schlichen, als ihrem munteren Wesen lieb war.

Nun war es jedoch nicht so, dass die Waldbewohner unter einem Mangel an Ablenkung und zu wenig Kurzweil litten. Zu jedem Vollmond tanzten sie im Kreis von Königin Tsurlina.

Außerdem gab es ja noch das Nussfest, das Jubiläum der Herbstfarben, die feierliche Zeremonie des Blätterfalls und das Knospengelage. Aber keiner dieser Anlässe stand unmittelbar bevor und die Tage bis dahin dehnten sich zu einem zähen, endlosen Band.

Unbehagen hatte bislang eigentlich nicht zum Alltag der Waldnymphen gehört. Aber ganz plötzlich, nach langen Jahren treuer, aber eintöniger Pflichterfüllung, in denen ihre Aufgaben nach und nach immer weniger geworden waren, überfiel sie genau diese Stimmung.

Als sich dieses Gefühl erst einmal in ihr festgekrallt hatte und sie sich sagte, dass die Zeit für etwas Neues gekommen sei, verlor sie jegliche Geduld und entschloss sich etwas zu tun, was sie wirklich begeistern könnte und bisher für Waldnympfen undenkbar war. Nur das unveränderliche Gesetz des Waldes hielt sie davor zurück, ihn augenblicklich zu verlassen und das Abenteuer in der Ferne zu suchen.

Während diese niederdrückenden Empfindungen das Gemüt der hübschen, zarten Nezilia belasteten, trug es sich zu, dass der Große Ärz den Zauberwald aufsuchte und den Waldnympfen gestattete - falls sie es wünschten - sich zu seinen Füßen niederzulassen und den Worten der Weisheit zu lauschen, die immer dann aus seinem Munde strömten, wenn ihm jemand eine Frage stellte.

Ärz ist der Gebieter der Wälder.

Er sieht alles und weiß mehr als jedes Menschenkind.

In dieser Nacht hielt er die Hand der Königin. Er liebte die Nymphen so, wie ein Vater seine Kinder liebt; und Nezilia kauerte zusammen mit vielen ihrer Schwestern zu seinen Füßen und lauschte andächtig seinen Worten.

„Meine Lieben, wir leben so glücklich in unseren abgeschiedenen Wäldern“, erklärte Ärz, während er sich mit den Fingern durch den dichten Bart strich, „dass wir nichts über das Leid und die Sorgen wissen, mit denen so viele dieser armen Sterblichen zu kämpfen haben, die in den Gebieten außerhalb der Wälder leben. Sie sind nicht von unserer Art, das ist wohl richtig, dennoch habe ich immer wieder mein Mitleid mit ihnen.

Oft, wenn ich einem kranken, leidenden Sterblichen begegne, möchte ich am liebsten stehen bleiben und die Sorgen des armen Wesens vertreiben.

Nun ist aber das Leid eine Eigenart der Sterblichen.

Es ist ihre Natur und die Gesetze der Natur verbieten es, dass wir uns in ihre Angelegenheiten einmischen.“

„Dessen ungeachtet“, erwiderte Turlina und wandte ihr goldenes Gesicht dem Gebieter der Wälder zu, „ist es ein offenes Geheimnis,“ ist es ein offenes Geheimnis, dass Ärz den unglücklichen Sterblichen immer wieder geholfen hat.“

Ärz lächelte.

„Manchmal“, gab er zu, „wenn die Sterblichen zu jung sind - wir bezeichnen sie dann als Kinder - habe ich sie tatsächlich vor Elend bewahrt und gerettet. Bei erwachsenen Menschen hingegen sind mir die Hände gebunden. Sie müssen die Bürde, die ihnen das Leben auferlegt hat, selbst tragen.

Aber hilflose Kinder haben ein Anrecht darauf, glücklich zu sein, bis sie groß genug geworden sind, um den Anforderungen des Lebens selbstständig zu werden. Deshalb helfe ich ihnen.

Es wird etwa ein Jahr her sein, da fand ich vier arme, kleine Kinder in einer eiskalten Holzbaracke. Mit Sicherheit wären sie langsam aber sicher erfroren. Ihre Eltern waren ins Nachbardorf gegangen, um dort Essen zu besorgen und hatten im Ofen der Hütte ein Feuer entzündet, das ihre Kinder während ihrer Abwesenheit wärmen sollte. Doch Sturm und dichtes Schneetreiben ließen die Eltern vom Weg abkommen, sodass sie viel länger als beabsichtigt unterwegs waren. In der Zwischenzeit erlosch das Feuer und der eisige, flinke Frost kroch in die Hütte und bemächtigte sich der Kinder.“

„Arme Dingerchen!“, murmelte die Königin. „Was hast du unternommen?“

„Ich ließ mir von Nelko einen Ster trockenes Holz aus meinen Wäldern herbringen, und wies ihn an darauf zu blasen, bis es sich entzündete.

Es wärmte den kleinen Raum, in dem sich die Kinder befanden. Sie hörten auf zu zittern und zu frieren, und schiefen schließlich ein, bis ihre Eltern wieder zurückkamen.“

„Ich bin heilfroh, dass du das getan hast“, sagte die Königin und blickte den Meister strahlend an; und Nezilia, die aufmerksam zugehört hatte, wisperte wie ebenfalls: „Mir geht es genau so!“

„Und heute Nacht“, fuhr Ärz fort, „als ich an den Waldrand von Börsie kam, hörte ich ein klägliches Wimmern, das ich als das Weinen eines kleinen Menschenkindes erkannte. Ich blickte mich um und fand ganz in der Nähe des Waldes einen hilflosen, kleinen Säugling, der fast nackt in einer Grasmulde lag und jammervolle Töne von sich gab. Nicht weit davon entfernt, versteckt hinter den Bäumen des Waldes, schlich Simba, die Löwin, herum. Mir war klar, dass sie in dem Kind ein willkommenes Abendessen sah.“

„Und dann?“, fragte Königin Turlina atemlos.

„Viel konnte ich nicht tun. Ich musste mich ja beeilen, um rechtzeitig bei euch zu sein. Aber ich befahl Simba, sich zu dem Baby zu legen, es mit ihrer Milch zu säugen und seinen Hunger zu stillen. Und ich sagte ihr, dass ich im ganzen Wald kundtun würde - allen wilden Tieren, Reptilien, Vögeln und Säugetieren - dass es verboten sei, diesem Kind ein Leid zuzufügen.“

„Ich bin froh, dass du das getan hast“, sagte die Königin und klang ganz zufrieden; doch diesmal wiederholte Nezilia ihre Worte nicht, denn auf einmal drängte es die Nympe, sich unbemerkt von den anderen fortzuschleichen.

Ihre schemenhafte Gestalt glitt durch den dunklen Wald, folgte - damit sie unbemerkt blieb - geheimen Pfaden und erreichte so schließlich den Rand ihrer Welt. Niemals zuvor hatte sie sich so weit von zu Hause fort gewagt.

Denn die Nymphen leben nach der Regel, dass ihr Platz in den Tiefen der Wälder sei.

Nezilia wusste, dass sie im Begriff war, sich über dieses Gebot hinwegzusetzen. Dennoch hielt sie dieser Gedanke nicht zurück. Immer weiter trugen sie ihre kleinen Füße.

Sie hatte beschlossen, sich von dem, wovon Ärz berichtet hatte, selbst ein Bild zu machen, denn ein Menschenkind hatte sie ihren Lebtag lang noch nie gesehen. Immerhin waren alle Unsterblichen ab dem Zeitpunkt der Geburt bereits vollständig ausgewachsen; Kinder gab es unter ihnen keine.

Als sie zwischen den Zweigen hindurchschaute, erblickte sie tatsächlich das kleine Baby im Gras. Es schlief friedlich, nachdem es von der Milch der Löwin getrunken hatte. Welcher Gefahr es ausgesetzt war, konnte es noch nicht verstehen; solange es satt war, war es friedlich und still.

Vorsichtig schlich die Nymphe zu dem Kind, und kniete sich zu ihm ins Gras. Ihr langer rosenroter Umhang bauschte sich auf wie eine Wolke im Altweibersommer. In ihrem hübschen Gesicht spiegelten sich Neugier und Erstaunen, aber darüber hinaus vor allem ein weicher, zarter, weiblicher Zug voller Mitgefühl.

Das Baby musste erst vor Kurzem auf die Welt gekommen sein; es war pausbackig und rosa. Und es war völlig hilflos.

Während die Nymphe das Kind ansah, öffnete es seine Äuglein, lächelte sie an und streckte ihr zwei stramme Ärmchen entgegen.

Im nächsten Augenblick hob Nezilia es hoch, presste es an ihre Brust, und rannte mit dem Kind über die Pfade in den Wald hinein.

Kapitel 3

Die Adoption

Nezilias Abwesenheit war von niemandem auf der Lichtung bemerkt worden. Doch plötzlich erhob sich der Gebieter der Wälder ruckartig und runzelte die Stirn. *„Ich spüre einen Fremdling“*, erklärte er. Königin Tsurlina und ihre Nymphen wandten sich um und sahen, wie Nezelia auf einmal vor ihnen stand, das schlafende Baby behutsam im Arm hielt und die Versammelten mit einem herausfordernd Blick musterte.

Einen Augenblick lang verharrten sie alle wie erstarrt, die Nymphen voller Überraschung und auflodernder Empörung. Doch die Stirn des Gebieters der Wälder glättete sich schnell, obwohl allen klar war, dass die schöne Unsterbliche das Gesetz willentlich und vorsätzlich gebrochen hatte. Zur großen Verwunderung der Anwesenden streichelte der Große Ärz sanft über Nezilias Locken und küsste sie auf die Stirn.

„Zum ersten Mal, seit ich entsinnen kann“, sagte er mit sanfter Stimme, *„hat eine Waldnymphe mich und mein Gesetz missachtet; auch tief in meinem Herzen finde ich deshalb keine passenden Worte für dieses Fehlverhalten. Was beabsichtigst du damit, Nezelia?“*

„Lass mich das Kind behalten!“, antwortete sie und begann auf einmal zu zittern. Demütig sank sie auf ihre Knie.

„Hier mitten im Zauberwald, den noch niemals eines Menschen Fuß betreten hat?“, fragte Ärz.

„Bei uns hier im Wald“, erwiderte die Nymphe mit fester Stimme. *„Dies ist meine Heimat und ich bin es leid, nichts Wichtiges mehr zu tun zu haben. Lass mich für das Baby sorgen! Sieh nur, wie schwach und hilflos es ist.“*

Von ihm geht sicher keine Gefahr für Börsie oder den Gebieter der Wälder aus!“

„Aber das Gesetz, mein Kind, das Gesetz!“, warf Ärz mit sich verfinsternder Miene ein.

„Das Gesetz wurde vom Gebieter der Wälder gemacht“, entgegnete Nezilia. „Wenn er mich bittet, mich um das Kind zu kümmern, das er selbst vor dem Tode bewahrt hat, wer in aller Welt könnte sich ihm da widersetzen?“ Königin Tsurлина, die der Auseinandersetzung konzentriert zugehört hatte, klatschte in ihre Hände, entzückt von der Antwort der kleinen Nymphe.

„Jetzt hat sie dich reingelegt, Ärz!“, rief sie lachend. „Jetzt lass ihr schon ihren Willen.“

Der Gebieter der Wälder fuhr sich, wie es seine Art war, wenn er angestrengt über etwas nachdachte, durch seinen Bart.

Dann sagte er: „Meinetwegen soll sie das Baby behalten, und ich will dem Kleinen meinen Schutz gewähren. Aber ich warne euch hiermit alle. Dies ist das erste Mal, dass ich mein von mir erlassenes Gesetz in einer Weise gebeugt habe, wie es nicht vorgesehen ist, aber es wird auch das letzte Mal gewesen sein.

Nie wieder - bis zum Ende allen Lebens und aller Zeiten, soll ein Sterblicher von einem Unsterblichen adoptiert werden. Anderenfalls setzen wir unser Glück und unsere Existenz aufs Spiel und tauschen sie ein gegen ein Leben voll unliebsamer Umstände und Widrigkeiten. Gute Nacht, meine Nymphen!“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Ärz und verschwand aus ihrer Mitte, während Nezilia rasch zu ihrer Laube lief, um sich an ihrem neu gewonnenen Schatz zu erfreuen.

Kapitel 4

Nikolausi

Schon am nächsten Tag stellte Nezilia erstaunt fest, dass ihre Laube unter der Eiche zum beliebtesten Treffpunkt des ganzen Waldes geworden war.

Die Nymphen drängten sich voller Neugier und Freude um das schlafende Kind. Sie waren voll des Lobes angesichts der Großmut des weisen Ärz, der Nezilia erlaubt hatte, das kleine Menschenkind zu behalten und für es zu sorgen. Sogar die Königin kam vorbei, um das friedliche Kindergesicht zu betrachten und seine kleine, pummelige Faust in ihren Händen zu halten.

„Wie soll er heißen, Nezilia?“, fragte sie lächelnd. *„Du weißt, er braucht einen Namen.“*

„Ich will ihn Nikolausi nennen“, antwortete Nezilia, *„denn die Menschen, so ist mir zu Ohren gekommen, verehren eine Göttin namens Nike. Das ist die Siegesgöttin. Und dieser Kleine ist ein Sieger“*.

„Ich denke, er sollte Neklaus heißen“, erwiderte Turlina, *„Nezilias Kleiner.“* (Später nannten ihn viele Menschen Nicklaus, andere Nicolas, weshalb Santa Nikolausi in zahlreichen Ländern Sankt Nikolaus genannt wird. Aber sein richtiger Name ist natürlich Neklaus, und Nikolausi ist ein Kosenamen, den er von seiner Adoptivmutter Nezilia erhalten hatte.)

Die Nymphen klatschten begeistert in die Hände und so kam das Kind zu seinem Namen *Neklaus*, während Nezilia ihn am liebsten einfach nur Nikolausi rief, eine Angewohnheit, die Laufe der Zeit auch von ihren Mitschwestern übernommen wurde.

Nezilia sammelte das zarteste Moos im ganzen Wald, damit Nikolausi darauf liegen konnte. Auch an Nahrung mangelte es dem Kleinen nicht.

Die Nymphen suchten überall im Wald nach Kelchblüten, die auf den Goa-Bäumen wachsen und aus denen süße Milch gewonnen werden kann, wenn sie sich öffnen. Sie sammeln diesen Nektar ohnedies für sich, und teilten ihn gerne mit dem kleinen Fremden. Sogar Simba, die Löwin, schlich sich ab und an zu Nezilias Laube und schnurrte leise, wenn sie sich neben das Kind legte, um es an ihrer Brust nuckeln zu lassen.

Solcherart gedieh der Kleine und wuchs Tag für Tag ein bisschen mehr, während Nezilia mit ihm spielte und ihn das Sprechen und Laufen beibrachte.

Seine Gedanken und Worte waren freundlich und rein, da die Nymphen nur Gutes kannten, und in ihren Herzen nur die Liebe wohnte. Er wurde zu einem beliebten Spielgefährten für nahezu alle Bewohner des Waldes, nicht zuletzt auch deshalb, weil Ärz den Raubtieren und Reptilien untersagt hatte, ihn zu behelligen. Und so konnte er sich überall ohne Angst bewegen, wohin ihn auch immer seine Füße trugen.

Schließlich verbreitete sich die Nachricht, dass die Nymphen des Zauberwaldes ein Menschenkind adoptiert hatten, und dass dieser Vorgang von keinem Geringeren als dem Großen Ärz gebilligt worden war. Deshalb kamen immer mehr Unsterbliche herbei, um den kleinen Nikolausi zu besuchen und nahmen ihn voller Neugier und Interesse in Augenschein.

Als Erstes kamen die Minorkos, nahe Verwandte der Nymphen, wenngleich sich ihr Aussehen von ihnen unterschied. Während die Waldnymphen das Wachstum der Bäume beobachten und fördern, besteht die Aufgabe der Minorkos darin, sich um alle Blumen zu kümmern. Sie bereisen die ganze Welt, um die besten Nährmittel zu suchen und heranzuschaffen, die von den Wurzeln der blühenden Pflanzen benötigt werden.

Gleichzeitig besorgen sie Farbstoffe und Dünger, die von den Blumen aufgesaugt und durch die feinen Adern der Pflanzen bis in die Blütenblätter transportiert werden, wo sie dann ihre ganze Kraft entfalten.

Die Minorkos sind sehr beschäftigte Leutchen, da Blumen ständig wachsen, aufblühen und wieder vergehen. Doch sie haben ein heiteres Gemüt und einen fröhlichen Charakter. Deshalb sind sie im Kreise anderer Unsterblicher immer ehr beliebt.

Danach kamen die Aischen, die sich um das Wohlergehen der Tiere in aller Welt kümmern, egal ob es sich um friedliche Grasfresser oder wilde Raubtiere handelt. Damit obliegt den Aischen eine große Verantwortung, da sich viele Tiere nicht gerne lenken und leiten lassen und gegen jede Bevormundung sofort aufbegehren.

Aber die Aischen wissen, wie sie mit diesen Schwierigkeiten umgehen müssen, und wer sie besser kennenlernt, wird erfahren, dass ihre Gesetze letztlich selbst von den größten und mächtigsten Tieren der Welt befolgt werden. Der ständige Umgang mit der rauen, animalischen Lebenswelt bewirkt, dass die Aischen ziemlich alt und abgearbeitet aussehen, während ihr Naturell, bedingt durch ihren ständigen Umgang mit ungezähmten Kreaturen, sie gleichzeitig recht grob und harsch erscheinen lässt.

Dessen ungeachtet sind sie für die Menschen und die Welt insgesamt sehr nützlich, weil die Waldtiere allein ihren Gesetzen folgen, mit Ausnahme derer natürlich, die vom großen Gebieter der Wälder selbst erlassen werden.

Dann sind da noch die Elfen und Feen, die Wächter über die Menschheit, die sich an der Adoption des kleinen Nikolausi sehr interessiert zeigten. Ihre Umgangsregeln untersagen ihnen einen allzu engen Umgang mit den ihnen Anvertrauten.

Es gibt zwar unzählige Berichte, in denen von Begegnungen zwischen Feen und Menschen erzählt wird, und was sich zwischen ihnen ereignet hat, aber ihre eigentliche Aufgabe besteht darin, ihre Schützlinge möglichst unsichtbar und unbemerkt zu begleiten. Und immer dann, wenn sie einzelne Geschöpfe vor allen anderen deutlich bevorzugen, liegt das daran, dass diese Auserwählten vom Glück berührt wurden. Doch die Idee, ein Menschenkind zu adoptieren, ist bei ihnen noch zu keiner Zeit entstanden. Dies widerspräche nicht nur ihren eigenen Gesetzen, sondern auch ihrer Wesensart. Umso größer war ihre Neugier, das kleine von Nezilia und den Nymphen adoptierte Wesen näher kennenzulernen.

Nikolausi beobachtete seinerseits das ständige Kommen und Gehen der Unsterblichen mit furchtlosem Blick und einem Lächeln auf den Lippen. Er ritt laut lachend auf den Schultern übermütiger Minorkos, zog kichernd und vergnügt an den grauen Bärten knorriger Aischen und bettete nach langem, fröhlichem Spiel seinen Kopf müde gegen die Schulter der Elfenkönigin. Und die Minorkos liebten sein Lachen, die Aischen seinen Mut und die Feen und Elfen seine Unschuld.

Der Junge freundete sich mit jedem seiner Besucher an und lernte rasch von ihnen. Unter seinen Füßen kam keine einzige Waldblume zu Schaden, sodass die Minorkos so stolz auf ihn waren, als sei er einer der ihren. Er geriet nie in Streit mit einem Tier des Waldes, und wusste nur zu gut, dass er sonst die Aischen verärgern würde. Und die Feen beteten ihn förmlich an. Da sie die Menschen am besten kannten, wussten sie genau, dass er der einzige seiner Art war, der einen friedlichen, unvoreingenommenen und uneingeschränkt freundschaftlichen Umgang mit ihnen pflegte.

Mit der Zeit wurde Nikolausi bewusst, dass er unter all den Wesen des Waldes einzigartig war, und dass es hier niemanden gab, der ihm ähnelte. Für ihn bedeutete der Wald die Welt.

Er hatte keine Vorstellung davon, dass es da noch Millionen anderer, sich abrackender und ums tägliche Überleben kämpfender menschlicher Wesen gab.

Und er war glücklich und zufrieden.

Kapitel 5

Der große Gebieter der Wälder

Die Jahre vergingen wie im Fluge im Zauberwald, nahezu unbemerkt von den Nymphen, an denen der Fluss der Zeit ohnehin spurlos vorüberging. Selbst Jahrhunderte hinterlassen bei den zierlichen Geschöpfen, die - unsterblich und unveränderlich - immer und ewig dieselben bleiben, keinerlei Spuren.

Nikolausi dagegen war ein Normalsterblicher. Er wuchs von Tag zu Tag ein Stück mehr jenem Zeitpunkt entgegen, an dem er groß und erwachsen sein würde. Nezilia fand es schon bald sehr unbequem, ihn in ihrer Laube zu beherbergen, er wurde schnell zu groß für ihre Behausung. Und schon früh hatte sie erkennen müssen, dass Nektar und Milch als Nahrung nicht mehr für ihn ausreichten. Doch da trugen ihn seine kräftigen Beine bereits tief in den Zauberwald hinein, wo er Nüsse, Beeren und nahrhafte Wurzeln fand, die ihn besser sättigten als die Kelchblütenmilch von den Goa-Bäumen. So war es nicht verwunderlich, dass er immer seltener in Nezilias Heim anzutreffen war, bis er schließlich nur noch zum Schlafen dorthin zurückkehrte.

Die kleine Nympe, die ihn abgöttisch liebte, fand sich ohne langes Nachdenken rasch in jene neue Rolle hinein, die seiner stürmischen Entwicklung geschuldet war, und ermöglichte alles in ihrer Macht Stehende, um ihm jede seiner Wandlungen, Launen und Wünsche zu erfüllen. Sie folgte ihm durch den Wald, wie es bald auch viele ihrer Mitschwestern taten, und erklärte ihm alle Geheimnisse der gewaltigen Bäume und die Natur und Gewohnheiten der zahllosen Lebewesen, die in ihrem Schatten ihr Auskommen fanden.

Schon bald konnte der kleine Nikolausi die Sprache der Wildtiere verstehen, wenn auch nicht immer ihre undurchschaubaren Bedürfnisse und Stimmungen.

Lediglich die Eichhörnchen, die Mäuse und Kaninchen schienen von so freundlicher und fröhlicher Natur zu sein, dass er ihr munteres Treiben und ihre Gegenwart und sie die seelige sehr zu schätzen lernten. Dennoch entlockte das Knurren des Panthers, der Tatzenhieb des Bären und die gefährlich blinkenden Reißzähne seines weit aufgerissenen Maules dem Knaben nur ein fröhliches Lachen. Diese Drohgebärden, das Knurren und Grollen galten schließlich nicht ihm, was sollte er sich fürchten?

Er lernte den Gesang der Bienen, konnte die Poesie der Waldblumen wie ein Gedicht rezitieren und verstand schon bald, was die Eulen mit jedem Blinzeln ihrer Augen zu sagen hatten. Er half den Minorkos bei der Pflege ihrer Pflanzen und den Aischen, um Ordnung unter den Tieren zu halten. Jeder kleine Unsterbliche achtete ihn als privilegiertes Wesen, das die besondere Zuneigung von Königin Tsurlina und ihrer Nymphen genoss, und unter dem persönlichen Schutz des Großen Ärz stand.

Eines Tages kehrte der Gebieter der Wälder zurück in den Zauberwald von Börsie. Er besuchte regelmäßig all seine Wälder überall auf der ganzen Welt, und es gab eine große Zahl von ihnen weit und breit.

Ärz erinnerte sich erst wieder an den Knaben, als er wieder auf jene Lichtung trat, auf der er Nezilia und den Nymphen erlaubt hatte, das Kind zu adoptieren. Er sah ihn inmitten der lebhaften Schar der kleinen Unsterblichen und stellte fest, dass er sich zu einem breitschultrigen, stämmigen jungen Burschen entwickelt hatte, der, wenn er sich erhob, dem Meister bereits bis zur Schulter reichte.

Ärz hielt einen Moment inne, schwieg stirnrunzelnd, und ließ seinen durchdringenden Blick über den Jungen gleiten.

Dessen klare, offene Augen hielten der Betrachtung des Großen Gebieters der Wälder unbewegt stand, bis der Waldmann schließlich einen Seufzer der Erleichterung ausstieß. Er erkannte das reine und tapfere Herz, das in Nikolausi schlug.

Dessen ungeachtet war Ärz auffallend still und zurückhaltend, als ihm der goldene Kelch mit dem für Festtage wie diesen reservierten Nektar gereicht wurde. Nachdenklich zwirbelte der große Gebieter der Wälder die Strähnen in seinem dichten, struppigen Bart.

Als der Morgen dämmerte, rief er Nikolausi zu sich und sagte in freundlichem Tonfall: *„Verabschiede dich von Nezilia und ihren Schwestern. Denn in der nächsten Zeit wirst du mich während meiner Reisen durch die Welt begleiten.“*

Dieses Ansinnen erfüllte Nikolausi mit großer Freude, denn er wusste die Ehre hoch zu schätzen, die ihm der Gebieter der Wälder damit erwies.

Doch Nezilia begann zum ersten Mal in ihrem Leben, laut zu schluchzen und zu weinen, und schlang ihre Arme um den Hals des Jungen, da sie ihn nicht gehen lassen wollte. Die Nymphe, die ihn wie eine Mutter groß gezogen hatte, war immer noch so schön und bezaubernd wie einst, als sie es gewagt hatte, das kleine an ihre Brust gepresste Baby unter den Augen des Gebieters der Wälder zu treten, und seitdem war ihre Liebe zu dem Jungen sogar noch gewachsen.

Ärz ließ ihnen Zeit, sich zu verabschieden und wieder zeigte sein Gesicht einen äußerst nachdenklichen Ausdruck.

Kapitel 6

Nikolausi entdeckt die Menschen

Nachdem der Gebieter Nikolausi zu einer kurzen Unterweisung in den Wald geführt hatte, sagte er zu ihm: *„Halte dich gut an meinem Gürtel fest, während wir durch die Luft fliegen. Wir werden die ganze Welt umkreisen und viele Orte sehen, an denen Menschen leben - das Geschlecht, von dem auch du abstammst.“*

Diese Worte lösten bei Nikolausi große Verwunderung aus, da er bislang angenommen hatte, der Einzige seiner Art auf der Welt zu sein. Schweigend klammerte er sich am Gürtel des Gebieters fest. Seine Verblüffung hatte ihn sprachlos gemacht.

Plötzlich schienen die Baumkronen des Zauberwaldes unter seinen Füßen wegzufallen, so schnell schossen sie in die Höhe, während sich der Flugwind in den Haaren des Knaben verfang. Inzwischen waren die Spitzen der höchsten Bäume Börsies aus seinem Sichtfeld verschwunden, während tief unter ihnen auf einmal vielgestaltige Bauten unterschiedlicher Höhe und Farbe auftauchten. Es handelte sich um eine Stadt der Menschen. Ärzt verlangsamte das Tempo des Fluges, um Nikolausi Gelegenheit zu geben, die Ansiedlung genauer in Augenschein zu nehmen. Der Gebieter sagte:

„Solange du dich gut an mir festhältst, sind wir beide unsichtbar für die Menschen dort unten, während du sie umgekehrt genau betrachten kannst. Solltest du loslassen, wirst du für immer von mir und deiner Heimat, dem Zauberwald, getrennt sein.“

Eines der obersten Gebote in Börsie ist Gehorsam, und Nikolausi dachte nicht im Traum daran, dem Wunsch des Gebieters zu widersprechen.

Deshalb hielt er sich mit aller Kraft an ihm fest, und blieb unsichtbar.

Mit jedem neuen Eindruck, den Nikolausi von der Stadt gewann, wuchs seine Verwunderung.

Er, der sich als einzigartig und anders als alle anderen empfunden hatte, fand die Welt auf einmal bevölkert mit unzähligen Wesen seiner Art.

„In der Tat“, erklärte Ärz, „gibt es vergleichsweise wenige Unsterbliche, verglichen mit der großen Zahl der Sterblichen.“

Nikolausi beobachtete die Menschen mit Sorgfalt und Ernst. Da gab es traurige, niedergeschlagene und verzweifelte Gesichter, aber auch freundliche, fröhliche und zuvorkommende Mienen.

Alle Arten des Ausdrucks und des Aussehens vermischten sich auf den Straßen, ohne dass dahinter ein System oder eine Regel zu erkennen war. Einige Menschen nahmen unterschiedlichste Aufgaben wahr, während andere in höchster Eile umherhasteten; wieder andere schienen tief in sorgenvolle Gedanken versunken, während diejenigen, an denen sie mit schwerem Schritt vorbeigingen, glücklich und zufrieden dreinblickten.

Es gab dort unten Menschen aller Art, und Nikolausi sah etliche, deren Freude sich auf ihn übertrug, aber noch mehr, die ihn traurig machten.

Ganz besonders jedoch gefielen ihm die Kinder. Zuerst nahm er sie mit Erstaunen zur Kenntnis, dann mit zunehmender Fröhlichkeit und schließlich voller Zuneigung. Schmutzige, abgerissene, kleine Racker tollten fröhlich durch den Staub der Straßen und spielten mit Stöckchen und Kieselsteinen.

Andere Kinder waren fein angezogen, sie saßen brav auf ihren Stühlchen und wurden mit Süßigkeiten gefüttert. Trotzdem erschien es Nikolausi, dass die Kinder der Reichen nicht einen Deut glücklicher waren, als jene, die im Staub mit einer Handvoll Kiesel spielten.

„Die Kindheit hat für den Menschen die allergrößte Bedeutung“, erklärte Ärz, der merkte, worüber Nikolausi nachdachte. „Es ist diese Zeit unschuldiger Freude, da die Kleinen die größtmögliche Freiheit genießen und frei von Sorgen sein sollten.“

„Sag mir“, erwiderte Nikolausi, „warum leben diese Kinder auf so unterschiedliche Weise?“

„Weil die einen in Hütten und die anderen in Palästen geboren werden“, antwortete der Meister. „Der unterschiedliche Wohlstand und Besitz der Eltern bestimmt das Schicksal der Kinder. Einige werden umhegt und umsorgt, man kleidet sie in Seide und feinstes Leinen; andere werden vernachlässigt und müssen Lumpen tragen.“

„Aber sie sind doch alle miteinander liebenswert, und sie alle haben ein reines Herz“, sagte Nikolausi nachdenklich.

„Solange sie Babys sind - ohne Frage“, stimmte Ärz zu. „In diesem Alter erfreuen sie sich ihres Lebens und denken noch nicht über alles Mögliche nach. Doch mit der Zeit werden sie immer mehr vom Fluch des Menschengeschlechts überwältigt, der sie lehrt, dass das Leben aus Kampf, Sorgen, harter Arbeit und fortdauernder Mühsal besteht und nur einem Ziel dient, nämlich Reichtümer anzuhäufen, die das Herz der erwachsenen Menschen am stärksten in Wallung bringen. In deiner Heimat, im Zauberwald, sind solche Gedanken völlig unbekannt.“

Nikolausi schwieg eine Weile.
Dann fragte er:

„Warum ist gerade der Zauberwald meine Heimat, wo all jene leben, die so anders sind als ich?“

Da erzählte ihm Ärz mit vorsichtigen und verständnisvollen Worten die Geschichte seiner frühen Kindheit: Wie Nikolausi am Rand von Börsie ausgesetzt worden war und sicherlich das Opfer wilder Raubtiere geworden wäre, und wie ihn Ne-zilia letztlich gerettet und in die Obhut der Unsterblichen gebracht hatte.

„Ich bin also keiner von denen“, murmelte Nikolausi, während er über das Gesagte nachgrübelte.

„Nein, du bist keiner von ihnen“, antwortete der Gebieter der Wälder. *„Die Nymphe, die dich an Mutters statt annahm und für dich sorgte, wirkt jetzt eher wie deine Schwester und später, wenn du älter wirst und graue Haare bekommst, wird sie dir vorkommen, als sei sie deine Tochter.“*

Und nur eine kleine weitere Zeitspanne, dann bist du nur noch eine Erinnerung, während sie die immergleiche Ne-zilia bleiben wird.“

„Aber warum“, fragte der Junge, *„wird der Mensch überhaupt geboren, wenn er ohnehin wieder gehen muss?“*

„Alles vergeht, außer der Welt selbst und ihrer Hüter“, antwortete Ärz. *„Aber solange das Leben währt, hat alles auf Erden seinen Sinn. Die Weisen suchen nach Wegen, um nützlich für die Welt zu sein, und diejenigen, die nützlich waren, können sich sicher sein, dass sie weiterleben.“*

Vieles von dem, was Ärz sagte, verstand Nikolausi noch nicht ganz, aber einiges davon schien ihm hilfreich zu sein, um seine Artgenossen zu verstehen. Und so blieb er nachdenklich und still, während sie ihre Reise fortsetzten.

Sie besuchten eine Reihe von Orten auf der Welt, an denen sich die Menschen niedergelassen hatten; sie beobachteten Bauern, die auf den Feldern arbeiteten; sie sahen Krieger in fürchterlichen Schlachten gegeneinander kämpfen; und sehr oft entdeckten sie Kaufleute, die ihre Waren gegen gold- und silberfarbene Metallstücke eintauschten.

Nikolausi hatte seine Augen überall, und allerorts suchten und fanden sie kleine Kinder. Immer empfand er Sorge und fragte sich, wie es ihnen wohl ergehen würde, weil er selbst als Baby so hilflos gewesen war. Obwohl er selbst von einer Nymphe großgezogen worden war, bewegte ihn das Schicksal der kleinen Menschenkinder, seit er die ersten seiner Art gesehen hatte, und es ließ ihn nicht mehr los.

Viele Tage lang bewegten sich der Gebieter der Wälder und sein junger Schüler über alle Länder der Erde. Während Ärz sprach, hielt sich der Junge an seinem Gürtel fest und bekam von seinem Lehrer all jene Orte und Plätze gezeigt, die geeignet waren, ihn mit dem Leben der Menschen vertraut zu machen.

Und dann kehrten sie schließlich zum großen alten Zauberwald zurück, wo der Meister seinen Schüler inmitten der Nymphen absetzte und ihn auch Nezilia schon sehnsüchtig erwartete.

Nach ihrer Rückkehr glättete sich das Antlitz des Großen Ärz, während dem Gesicht des Jungen seine ernsthaften Gedanken anzumerken waren. Nezilia schluchzte, als sie die Veränderungen bei ihrem Ziehsohn bemerkte, der bis dahin immer voller ungetrüübter Freude gewesen war, und jeden mit einem fröhlichen Lachen beglückt hatte.

Und ihr kam der Gedanke, dass sein Leben niemals mehr so sein würde wie in jener Zeit, bevor er zu seiner ereignisreichen Reise mit dem Meister aufgebrochen war.

Kapitel 7

Nikolausi verlässt den Zauberwald

Als die Nymphenkönigin Turlina den goldenen Kelch von ihren Lippen nahm und ihn weiterreichte, damit alle Anwesenden auf das Wohl der Rückkehrer trinken konnten, richtete der Gebieter der Wälder seinen Blick auf Nikolausi.

Bisher hatte dieser noch kein Wort gesprochen, weshalb ihn der Arzt aufmunternd ansah:

„Nun?“

Der Junge verstand und sprang geschmeidig auf. Er ließ seine Augen über den vertrauten Kreis der versammelten Nymphen schweifen, von denen er jede Einzelne als liebevolle Kameradin kennengelernt hatte, doch verstohlene Tränen verschleierten seinen Blick und so sprach er schließlich direkt zum großen Gebieter.

„Ich war blind“, sagte er stockend, „bis zu dem Zeitpunkt, da mir der große Arzt in seiner unermesslichen Güte zeigte, wer und vor allem was ich wirklich bin. Ihr, die ihr hier im Zauberwald im Zustand ewiger Jugend und Schönheit lebt, könnt nicht auf Dauer die Gefährten eines Abkömmlings des Menschengeschlechtes sein.

Auf unserer Rundreise habe ich gesehen, wie die Menschen leben und dass es ihr Los ist, für die Dinge, die sie zum Leben benötigen, schwer zu arbeiten, während sie unweigerlich immer älter werden, und schließlich vergehen und verwehen wie die Blätter im Herbst.

Es ist die Aufgabe eines jeden Menschen, die Welt, in die er hineingeboren wurde, etwas besser zu machen, als er sie vorgefunden hat.

Ich gehöre dorthin,, zu den Menschen, ich bin ein Mensch, und ihr Los ist mein Los.

Für die liebevolle und zärtliche Aufnahme, die ihr einem hilflosen, in der Wildnis ausgesetzten Menschenkind gewährt habt, wird mein Herz, solange ich lebe, vor Dankbarkeit überfließen. Das gilt nicht zuletzt für die wunderbare Zeit meines Heranwachsens, während der ihr alle großartige Gefährten für mich wart.

Für dich meine über alles geliebte Ziehmutter“, an dieser Stelle hielt er inne und küsste Nezilias bleiche Stirn, „werde ich Zeit meines Lebens die allertiefsten und allerinnigsten Gefühle hegen, die weit über das hinausgehen, was Worte auszudrücken vermögen. Doch, obwohl es mir das Herz zerreißt, muss ich dich verlassen, um meinen Platz unter den Menschen zu finden, um mich an ihrem andauernden Kampf zu beteiligen, den auszufechten, wir verdammt sind.

Ich muss meinen eigenen Weg finden.“

„Was hast du vor?“, erkundigte sich Turlina bestürzt.

„Ich werde meine Kraft den Menschenkindern widmen und will alles dafür tun, um sie glücklich zu machen“, erwiderte er.

„Da es mir eure Fürsorge, die ihr einem hilflosen Baby angedeihen ließt, ermöglicht hat, Kraft, Zufriedenheit und Glück zu erlangen, ist es nur recht und billig, dass ich diese Kraft an andere Kinder weitergebe, damit sie glücklich werden. Auf diese Weise will ich die Erinnerung an die zärtlich liebende Nezilia in die Herzen kommender Generationen pflanzen, damit die Wohltaten, die sie mir erwiesen hat, in Liedern und Geschichten weitergetragen werden, solange es diese Welt gibt. Habe ich recht gesprochen, großer Gebieter?“

„Fürwahr!“, antwortete Ärz und erhob sich.

„Allerdings gilt es eine Sache zu berücksichtigen. Du wurdest als Neugeborener von Nezilia und damit vom ganzen Zauberwald adoptiert. Du bist herangewachsen als Spielgefährte von Nymphen, Aischen und Minorkos. Deshalb bist du anders als die übrigen Menschenkinder dort draußen. Wenn du dich also in der Welt der Menschen zu Deinesgleichen gesellst, dann soll dennoch der Schutz des Zaubewaldes mit dir gehen, und all die Fähigkeiten und Kräfte, die du dir hier bei uns hast aneignen können, werden dir erhalten bleiben, um dir in deinem weiteren Leben zu dienen.“

Wann immer du der Hilfe von Elfen, Feen, Nymphen, Minorkos und Aischen bedarfst, kannst du sie rufen und sie werden dich gerne unterstützen. Ich, der Gebieter der Wälder dieser Welt, habe so gesprochen und mein Wort ist ewiges Gesetz!“

Nikolausi blickte mit dankbaren Augen hinüber zu Ärz.

„Das wird mir unter den Menschen Macht verleihen“, erwiderte er. „Unter dem Schutz solcher Freunde wird mir meine Aufgabe, viele Kinder fröhlich und glücklich zu machen, leichtfallen. Ich werde alles daran setzen, um dieser Aufgabe so gut wie möglich gerecht zu werden. Eure grenzenlose Liebe und Unterstützung wird mir eine große Hilfe sein.“

„Du kannst auf uns zählen!“, sagte Turlina mit großem Ernst.

„Und auf uns erst recht!“, schrien die Minorkos und lachten vor Vergnügen.

„Natürlich auch auf uns!“, brumzten die Aischen mit Nachdruck.

„Auf uns alle!“, rief der Chor der Nymphen voller Überchwang und Stolz. Nur Nezilia war ganz still.

Sie legte lediglich ihre Arme um Nikolausi und küsste ihn zärtlich auf die Wange. *„Die Welt ist groß“, fuhr der Junge schließlich fort, „und Menschen gibt es überall. Ich will aber meine Arbeit hier in der Nähe von Börsie beginnen, sodass ich rasch bei euch sein und euch um Hilfe bitten kann, falls ich auf Schwierigkeiten stoßen sollte.“*

Bei diesen Worten ließ er seinen Blick über die Versammlung ein letztes Malschweifen und wandte sich dann ab, ohne weitere Worte zu verlieren.

Es war nicht nötig, sich zu verabschieden, doch für ihn war das süße, wilde Leben im Zauberwald vorbei. Tapfer schritt er aus, um seinem Schicksal ins Auge zu sehen, der Bestimmung des Menschen, sich beständig abmühen und plagen zu müssen.

Doch Ärz, der wusste, wie Nikolausi zumute war, wachte huldvoll über die Schritte des Jungen.

Nachdem Nikolausi Börsie durchwandert hatte, gelangte er hinter dem östlichen Rand des Zauberwalds in das Tal von Hohaho. Das war das Tal des Lachens.

Auf beiden Seiten des Weges erhoben sich runde grüne Hügel, und zwischen ihnen plätscherte ein Bach hindurch und wand sich in vielen Windungen talwärts. In seinem Rücken befanden sich die Ausläufer des Waldes, während sich vor ihm am Ende des Tales eine weite, fast unendlich erscheinende Ebene erstreckte.

Die Augen des jungen Mannes, der bisher wegen seiner unablässigen Nachdenklichkeit die Umgebung kaum wahrgenommen hatte, weiteten sich auf einmal, als er ruhig dastand; seine Augen blitzten so, wie die Sterne in manch klaren Nächten funkeln und blinken. Er überblickte das Tal des Lachens in seiner ganzen Anmut und Schönheit.

Direkt zu seinen Füßen lächelten Gänseblümchen und zahllose Löwenzahnblüten zu ihm empor; eine sanfte Brise flüsterte in seine Ohren und zerzauste sein Haar. Der Bach sprudelte und gluckerte fröhlich über blanke Steine hinweg und wand sich durch die grünen Auen; die Bienen summten herum, während sie von Blüte zu Blüte, von den Narzissen zu den Vergissmeinnicht schwirrten; schillernde Käfer baumelten an langen Grashalmen und die Strahlen der Sonne badeten die ganze Landschaft in goldenes Licht.

„*Genau hier*“, rief Nikolausi und streckte seine Arme weit aus, als wolle er das ganze Tal umarmen, „*hier soll mein Haus stehen!*“

Das alles ist nun schon viele, viele Jahre her.
Seitdem ist dieses Tal sein Zuhause.

Und das ist auch noch heute so.

Teil II

Werden und Wirken

Kapitel 1

Das Tal des Lachens

Als Nikolausi zum ersten Mal in das Tal kam, fand er darin nur das Grün der Wiesen und die bunte Pracht der wilden Blumen vor, über die nicht minder bunte Schmetterlinge flatterten. Wenn er sich hier nach Menschenart niederlassen wollte, brauchte er ein Haus. Dieser Gedanke irritierte ihn anfänglich, während er auf der Wiese stand und sich lächelnd von der Sonne anstrahlen ließ.

Plötzlich stand Nelko, einer der Gehilfen des großen Gebieters der Wälder, neben ihm. Nelko trug eine große, schwere Axt bei sich, deren Blatt wie glänzendes Silber im Licht spiegelte. Er drückte dem jungen Mann das Werkzeug in die Hand und verschwand wortlos.

Nikolausi verstand und lief zum Rand des dunklen Waldes, wo er eine Reihe umgestürzter Bäume auswählte, die er mithilfe der Axt von ihren Zweigen und abgestorbenen Ästen zu befreien begann. Er wollte keine lebenden Bäume fällen. Sein bisheriges Leben an der Seite der Nymphen, die sich um das Wohlergehen des Waldes kümmerten, hatte ihn gelehrt, dass ein lebendiger Baum etwas Heiliges ist, ein Wesen der Schöpfung voller Empfindung.

Doch mit den abgestorbenen und umgestürzten Stämmen verhielt es sich anders. Sie hatten ihre Aufgabe als Bestandteil des Waldes erfüllt, sodass es sinnvoll war, sie für etwas anderes, für menschliche Bedürfnisse zu nutzen.

Die Axt biss sich mit jedem Hieb tief in das Holz. Es schien als verfüge sie über eigene Kräfte, die Nikolausi lediglich zu lenken hatte.

Als die Schatten länger wurden, die grünen Hügel herabkrochen und über das Tal fielen, hatte der junge Mann bereits eine große Anzahl an Stämmen auf eine einheitliche Länge zurechtgeschlagen, sodass sie für seinen geplanten Hausbau hervorragend geeignet waren.

Er wollte seine Hütte in jener Art errichten, wie sie von den ärmeren Menschen häufig bewohnt wurden. Doch um die einzelnen Pfähle zusammenzufügen, musste Nikolausi den nächsten Tag abwarten und so aß er von den köstlichen, süßen Wurzeln, die er auf seinem Weg gefunden hatte, trank gierig vom kühlen, klaren Wasser des durchs Tal plätschern- den Baches und legte sich schließlich zur Ruhe auf das weiche Gras, wobei er darauf achtete, dass er keine Blume unter seinem Gewicht zerdrückte.

Und während er einschlummerte und die frische Luft des wunderbaren Tales einatmete, breitete sich in seiner Brust auf einmal das tiefe Gefühl des Glücks aus und vertrieb alle Sorgen, dunklen Gedanken und Befürchtungen. Niemals mehr sollte sein Gesicht von finsternen Gefühlen verdüstert werden; niemals mehr würde ihn die Schwere der Lebenslast mit ihrem Gewicht niederdrücken. Das Tal des Lachens hatte ihn wie einen Angehörigen aufgenommen.

Wie schön wäre es doch, könnten wir alle an diesem friedlichen und außergewöhnlichen Ort leben! Doch dann wäre dieses Tal rasch überbevölkert. Seit Äonen hatte es auf einen Bewohner gewartet. Was war es doch für ein Glücksfall, der Nikolausi an diesen Ort führte. Oder müssen wir eher annehmen, dass seine umsichtigen Freunde, die Unsterblichen, seine Schritte in diese Richtung gelenkt hatten, als er den Zauberwald verließ, um eine neue Heimat in der großen, weiten Welt zu finden?

Als der Mond über die Hügelkette kletterte und die Auen des Tals und des dort friedlich Schlafenden mit seinem sanften Licht beschien, näherten sich einige Aischen.

Diese Wesen sind meist wortkarge Gesellen und jetzt waren sie ganz leise, niemand sagte ein Wort. Stattdessen huschten sie eilends und lautlos hin und her, trugen die Balken, die Nikolausi während des Tages gezimmert hatte, zu dem von ihm ausgesuchten Platz in der Nähe des Baches, und fügten sie zusammen, sodass dort, im Laufe der Nacht eine feste, geräumige Hütte entstand.

Bei Sonnenaufgang schwoll das Gezwitscher der Vögel, die man im tiefsten Innern des Waldes viel seltener hört, zu einem lauten Gesang an und weckte den jungen Mann. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und erblickte das Haus.

„Ich muss mich bei den Aischen für diesen großen Gefallen bedanken“, sagte er voller Freude. Dann lief er zu der Hütte und ging hinein. Er stand inmitten eines großen Raumes, dessen eine Wand von einer Feuerstelle beherrscht wurde, während in der Mitte ein wuchtiger Tisch mit einer Bank stand.

Neben der Feuerstelle war ein Küchenschrank. Eine weitere Tür führte in einen Nebenraum mit einem Bett, einem Schemel und einer Truhe. Auf das Bett hatten die Aischen dicke Lagen getrockneten Mooses geschichtet, das sie aus dem Wald mitgebracht hatten.

„Das ist in der Tat ein Prachtpalast!“, rief Nikolausi und lächelte vor Freude. *„Ich muss den Aischen nicht nur für ihre Hilfe danken, sondern auch für ihr Wissen um die menschlichen Bedürfnisse.“*

Er verließ sein neues Heim mit dem glücklichen Gefühl, dass er nicht allein auf der Welt stand, sondern hilfsbereite Freunde hatte, die ihm auch dann noch unterstützten, nachdem er den Zauberwald hinter sich gelassen hatte.

Freundschaft zerbricht nicht so leicht, und die Unsterblichen sind überall.

Am Bach trank er ausgiebig vom klaren, kalten Wasser und setzte sich anschließend ans Ufer, um den tollkühn umherspringenden Wellen zuzusehen, die sich gegenseitig jagten, zerstäubten, wieder zueinanderfanden, sich zwischen die Felsen drängten und vorwärts sprudelten im Wettlauf, welche von ihnen die Erste sei. Und während sie vorbeijagten, lauschte er ihrem Gesang:

*„Keine Welle will nur sanft hier fließen,
pitsch, patsch, kreuz und quer wir schießen,
wir sind alle viel zu fröhlich drauf,
freudig bilden wir den Wasserlauf,
lebensfroh im wilden Spiel
auf zu uns'rem fernen Ziel!“*

Dann suchte Nikolausi nach nahrhaften Wurzeln, derweil die Narzissen ihre Blütenköpfchen in seine Richtung schwenkten, leise lachten und dieses Lied anstimmten:

*„Zarte Blüten, süßer Duft,
und immer an der frischen Luft.
Farbenpracht, wie sie gefällt.
Unser Licht die Welt erhellt.“*

Es brachte Nikolausi zum Lachen, die Stimmchen all dieser kleinen Wesen zu hören, wie sie ihre Zufriedenheit und ihr Glück ausdrückten und ihn in ihrer Mitte willkommen hießen.

Doch dann drang noch ein anderes Wispern an seine Ohren. Er hörte es, als er die Sonnenstrahlen direkt auf sein Gesicht spürte:

*„Wärme, Helligkeit und Licht am Tag durchfluten dieses Tal,
wer mag das fröhlich Lachen zu beschreiben, wenn Leid und
Kummer wir vertreiben!“*

„Ja!“, rief Nikolausi aus. „Hier leben Freude und Glück in allen Dingen. Das lachende Tal ist ein Ort des Friedens und der Wohlgesonnenheit.“

Bei Gesprächen mit Ameisen und Käfern und fröhlichem Herumalbern mit überschwänglichen Butterblumen verging der Tag. Und des Nachts lag er auf seinem Bett aus weichem Moos, und schlief tief und fest und traumlos.

Zu dieser Zeit kamen die Feen flink und geräuschlos herbei und brachten Töpfe und Pfannen, Geschirr und Besteck, kurzum all das, was notwendig ist, um Essen zu bereiten, wie es den Sterblichen schmeckt. Damit füllten sie den Küchenschrank neben der Feuerstelle und legten schließlich noch einige wollene Kleidungsstücke auf den Schemel neben der Bettstatt.

Als Nikolausi erwachte, rieb er sich erneut die Augen vor Verwunderung. Dann lachte er fröhlich und rief laut seinen aufrichtigen Dank an die Feen und den Gebieter der Wälder, der sie zu ihm gesandt hatte. Mit wachsender Freude begutachtete er seine neuen Besitztümer und wunderte sich bei manchem Ding, wozu es wohl dienen mochte.

Aber während der Tage, als er sich an den Gürtel des großen Ärz geklammert und die Städte der Menschen besucht hatte, waren ihm viele Gegenstände aufgefallen, mit denen seine Artgenossen gewöhnlich umgingen, sodass er vermutete, der Gebieter nehme an, dass er mit den Geschenken, die ihm die Feen gebracht hatten, so leben könne, wie es seiner Art entspreche.

„Das bedeutet anscheinend, dass ich die Erde umpflügen und Korn anpflanzen soll“, überlegte er, „sodass ich, wenn der Winter kommt, genug Vorräte angesammelt habe.“

Doch als er im hohen Gras des Tales stand, sah er, dass er zahllose kleine, hilflose Blumen und eine große Fläche saftigen Grases vernichten müsste, wenn er Furchen pflügen würde. Und das brachte er nicht übers Herz.

Deshalb steckte er seine Finger zwischen die Lippen und stieß einen besonderen Pfiff aus, den er im Wald gelernt hatte und rief:

„Minorkos der Feldblumen - kommt zu mir!“

Innerhalb kürzester Zeit wuselten Dutzende kleine, flinke Kerlchen um ihn herum und begrüßten ihn mit aufgeregtem Zwitschern.

„Eure Brüder im Zauberwald“, sagte er, „kenne und schätze ich schon seit vielen Jahren. Ich bin sicher, dass auch schon bald gute Freunde sein werden. Für mich ist das Gesetz der Minorkos heilig, egal ob das der Wälder oder das der Felder. Noch nie habe ich willentlich eine eurer Blumen zerstört, die ihr so sorgfältig hegt und pflegt. Doch ich muss Korn anpflanzen, um während des kalten Winters zu essen zu haben und ich frage mich, wie ich das anstellen kann, ohne diese kleinen Geschöpfe umzubringen, die jeden Tag seit meiner Ankunft so schöne Lieder singen?“

Der für die Butterblumen zuständige gelbe Minorko erwiderte:

„Mach dir keine Sorgen, Nikolausi. Der große Arzt hat uns von dir erzählt. Es gibt für dich bessere Dinge zu tun, als Nahrung anzubauen. Und auch, wenn wir keine Waldbewohner sind, und Arzt deshalb keine Macht über uns hat, so sind wir doch sehr froh, wenn wir einem seiner Freunde behilflich sein können. Tu das gute Werk, das du dir vorgenommen hast zu tun. Wir, die Minorkos der Felder, werden dich derweil mit Nahrung versorgen.“

Darauf verschwanden die kleinen Kerle und Nikolausi machte sich keine Gedanken mehr darüber, wie er einen Acker anlegen und bestellen könne.

Als er dann zu seiner Hütte zurückkehrte, sah er auf dem Tisch eine Kanne mit frischer Milch stehen, während im Küchenschrank ein Laib Brot lag und daneben ein Topf mit süßem Honig. Ein Korb mit roten Äpfeln und eine Schale mit frisch gepflückten Beeren standen ebenso bereit. Er rief den unsichtbaren Minorkos „*Vielen Dank, meine Freunde!*“ zu und begann zu essen.

Wenn er hungrig war, brauchte er von nun an nur in den Küchenschrank zu schauen und fand immer wohlschmeckende Nahrungsmittel, die ihm von den freundlichen Minorkos gebracht wurden.

Auch die Aischen halfen ihm, indem sie Holz aus dem Wald für seine Feuerstelle herbeischafften. Und die Feen versorgten ihn mit warmen Decken und Kleidung.

So begann sein Leben im Tal des Lachens, unterstützt von der Großzügigkeit und Freundschaft der Unsterblichen, die ihm jeden Wunsch erfüllten.

Kapitel 2

Nikolausi schnitzt sein erstes Spielzeug

Nikolausi hatte sich durchaus einiges an Wissen über die Menschen angeeignet, aber er wusste auch genau, dass diese Kenntnisse nicht ausreichten. Deshalb beschloss er, sie zu vertiefen. Die Unsterblichen stimmten seinem Plan zwar zu, aber richtig glücklich waren sie nicht darüber.

Dessen ungeachtet begann er unverzüglich mit seinem Vorhaben. Er wanderte durch das Tal, durchquerte die weite, fast unendlich erscheinende Ebene, die sich daran anschloss, in viele verschiedene Richtungen, und stieß dabei immer wieder auf kleinere menschliche Ansiedlungen. Abgesehen von einigen einsam gelegenen Gehöften handelte es sich meist um kleine Dörfer. Und in fast allen Häusern lebten auch Kinder.

Die neugierigen Kleinen strömten rasch zusammen, angelockt von seinem fröhlichen Lachen und seinem freundlichen, offenen, klaren Blick, der ihnen Vertrauen einflößte. Anfangs begegneten ihm die Eltern dagegen mit kaum verstecktem Spott, weil er sich die Zeit nahm, mit den Kindern zu spielen und deren Wünsche und Launen Ernst zu nehmen.

Die kleinen Jungs ritten auf seinen Schultern, die Mädchen flochten seine Haare oder zwickten in seine starken Arme und die Babys zogen sich juchzend an seinen Beinen hoch. Wohin Nikolausi auch immer kam, das überschwängliche Gelächter einer Kinderschar begrüßte und begleitete ihn überall. Um dies besser zu verstehen, müsst ihr wissen, dass Kinder in jenen alten Zeiten von ihren Eltern und Verwandten oft kaum beachtet und häufig nur als unnütze, lästige, zusätzliche Mitesser angesehen wurden.

Umso mehr freuten sich die Kleinen, wenn sich auf einmal jemand wie Nikolausi Zeit nahm, und sich um sie kümmerte.

Das, glaubt es mir, machte sie wirklich glücklich.

Die oft so traurigen, kleinen Gesichter der armen und nicht selten geschundenen Wesen erstrahlten; und auch die Kinder, die das Schicksal besonders hart getroffen hatte, weil sie beispielsweise von Geburt an verkrüppelt waren, lächelten und vergaßen für eine Weile ihr hartes Los; auch jene Kleinen, die unter einer Krankheit litten, hörten auf zu jammern und zu klagen, ihre Tränen versiegten, wenn der große Freund zu ihnen kam.

Nur zum wunderschönen Palast von Graf Monschau und zur finsternen Burg des Barons von Braun bekam Nikolausi keinen Zutritt. An beiden Orten gab es zwar Kinder, doch die Diener des Schlosses schlugen dem jungen Mann die Tür vor der Nase zu und der böse Baron drohte sogar, ihn an einem eisernen Haken an einer Turmzinne aufzuhängen, sollte er nicht sofort verschwinden.

Nikolausi schluckte und ging zurück zu den kleinen, bescheidenen Dörfern der Armen, wo er willkommen war.

Nach einiger Zeit nahte der Winter.

Die Blumen verblühten, verwelkten und verschwanden; die Käfer vergruben sich tief in die Erde; die Schmetterlinge verschwanden und das fröhliche Gluckern des Baches klang auf einmal so, als müsste er husten.

Eines Tages taumelten und tanzten die ersten Schneeflocken durch die Luft und schon nach kurzer Zeit war das Tal des Lachens von einer weißen Decke eingehüllt und das Dach der Hütte krönte eine dicke weiße Mütze.

In dieser Nacht klopfte Freddy Frost gegen die Tür.

„*Herein!*“, rief Nikolausi.

*„Komm raus!“, erwiderte Freddy.
„In deinem Ofen brennt ein Feuer.“*

Nikolausi trat also vor die Tür.

Er kannte Freddy Frost noch aus seiner Zeit im Zauberwald und mochte den zerlumpten, derben Landstreicher, obwohl er wenig vertrauenerweckend aussah.

„Heute Nacht“, lachte Freddy, „kann ich endlich wieder einem seltenen Vergnügen frönen. Ist das nicht ein fantastisches Wetter? Ich werde in so viele Nasen, Ohren und Zehen zwicken, wie ich nur kann, bevor der Morgen dämmt!“

„Falls du mich magst, Freddy, dann verschone die Kinder mit deinen Späßen“, bat Nikolausi.

„Wieso sollte ich?“, fragte Freddy ehrlich erstaunt.

„Sie sind klein, zart und hilflos“, antwortete Nikolausi.

*„Aber gerade die Kleinen, Zarten und Hilflosen zwicke und zwacke ich besonders gerne!“, erklärte Freddy voller Ernst.
„Die Erwachsenen sind zäh und hart, da zerbrechen mir womöglich meine Fingernägel.“*

„Aber die Kleinen sind schwach, und können sich gegen dich nicht wehren“, sagte Nikolausi.

„Das stimmt“, entgegnete Freddy nachdenklich. „Gut, ich will kein Kind zwicken und zwacken heute Nacht - falls ich denn der Versuchung widerstehen kann“, versprach er. „Gute Nacht, Nikolausi!“

„Gute Nacht, Freddy.“

Der junge Mann ging zurück in seine Hütte, während Freddy Frost ins nächste Dorf rannte.

Nikolausi warf einen neuen Scheit ins Feuer, das lustig vor sich hin prasselte. Direkt neben der Feuerstelle saß Nessay, eine dicke, große Katze, die ihm Gali, der Aisch geschenkt hatte. Ihr Fell war weich und glänzend und sie schnurrte un-aufhörlich neue Lieder der Zufriedenheit.

„Ich werde die Kinder so bald nicht wiedersehen“, sagte Nikolausi zu seiner Katze, die zu brummen aufhörte, um ihm aufmerksam zuzuhören. „Jetzt, da uns der Winter am Schlauwittel hat, wird der Schnee viele Tage lang viel zu tief sein, um lange Wege zurücklegen zu können. Das bedeutet, dass ich nicht mit meinen kleinen Freunden spielen kann.“

Nessay hob ihre Pfote und putzte nachdenklich ihr Näschen, erwiderte aber nichts. Solange das Feuer im Ofen brannte und Nikolausi daneben in seinem Sessel saß, war ihr das Wetter egal.

Auf diese Weise vergingen etliche Tage, und verstrichen manche langen Nächte. Der Küchenschrank war immer wohl gefüllt mit Vorräten, und doch fing Nikolausi an, sich zu langweilen. Es gab nichts weiter zu tun, als immer nur neue Scheite in die Feuerstelle nachzulegen, die die Aischen ihm brachten.

Eines Abends nahm er ein kleines Stück Holz, und begann es mit einem scharfen Messer zu bearbeiten. Anfangs hatte er noch keine Idee und machte sich keinerlei Gedanken über sein Tun. Er wollte sich nur die Zeit vertreiben. Er lachte und piff, als Nessay kleine Stücke, die zu Boden fielen, quer durch den Raum jagte. Wenn sie müde war, rollte sie sich zusammen und lauschte den Melodien ihres Herrn, die er mit gespitzten Lippen piff und die ihr noch besser gefielen, als ihre eigenen Schnurrlieder.

Nikolausi beobachtete seine Katze und inspizierte das Stück Holz in seiner Hand. Er bemerkte erstaunt, dass es eine bestimmte Form bekam.

Eine Form, die aussah wie der Kopf einer Katze, deren Ohren aufmerksam gespitzt waren.

Er hörte auf zu pfeifen, weil er auf einmal lachen musste und dann starrten sie beide, Nikolausi und seine Katze, voller Verwunderung auf das hölzerne Abbild in seiner Hand.

Rasch schnitzte er die Augen, dann die Nase, rundete schließlich den unteren Teil des Kopfes ab, sodass er perfekt auf dem Hals saß.

Nessy saß jetzt aufrecht auf ihren Hinterpfoten, und verfolgte misstrauisch jede Bewegung, da sie nicht wusste, was daraus werden sollte.

Doch Nikolausi wusste es genau. Der hölzerne Kopf hatte ihn auf eine Idee gebracht. Er arbeitete vorsichtig und sorgfältig mit seinem Messer und formte so schließlich auch den Körper der Katze, der er die Gestalt von Nessy gab, sodass sein Werk schließlich aussah wie eine echte Katze, die zusammengerollt daliegt, während sich ihr Schwanz um die Vorderpfoten windet.

Die Arbeit hatte ihn viel Zeit gekostet, doch der Abend war lang und er hatte ja nichts Besseres zu tun. Endlich lachte er zufrieden auf, betrachtete das Ergebnis seiner Schnitzerei und stellte sein Schnitzwerk direkt vor die richtige Katze.

Nessy starrte auf ihr Abbild, sträubte das Fell und ließ ein klägliches Maunzen hören. Doch die Holzkatze reagierte nicht darauf und Nikolausi, den das Ganze amüsierte, lachte erneut.

Dann begann Nessy, ihr Ebenbild sorgfältig zu untersuchen, beschnupperte es von allen Seiten und erfasste jedes Detail. Augen, Nase und Ohren sahen genauso aus wie ihre eigenen und auch sonst hatte Nikolausi sie gut getroffen.

Schließlich begann sie zufrieden zu schnurren, und machte dabei durchaus den Eindruck wie ein jeder von uns, der sich auf einem Bild gut getroffen sieht.

Und auch der Herr des Tieres war zufrieden mit dem Ergebnis seiner Arbeit, ohne recht zu wissen warum. In der Tat hatte er in dieser Nacht allen Grund sich zu beglückwünschen und alle Kinder der Welt sollten darin einstimmen.

Denn Nikolausi hatte sein erstes Spielzeug hergestellt.

Kapitel 3

Die Spielzeuge wurden bunt

Das Tal des Lachens lag unter einer dicken Schneedecke, die alle Hügel, Wiesen und Auen überzog wie weißer Zuckerguss, während die Flocken durch die Luft und um die Hütte tanzten, in der Nikolausi saß und darauf achtete, dass sein Feuer weiter munter brannte und ihn und Nessay wärmte.

Der Bach gurgelte nahebei und es knirschte, wenn Eisschollen von den Wellen vorbeigetrieben wurden. Alle Pflanzen und Insekten hatten sich verkrochen und suchten die Nähe zur Mutter Erde, um an ihrer Wärme teilzuhaben. Das Gesicht des Mondes wurde immer wieder von dunklen Wolken verdeckt, während der auffrischende Wind die Schneeflocken vor sich hertrieb und in alle Richtungen blies, sodass es schien, als wolle er verhindern, dass sie zu Boden sanken.

Nikolausi lauschte dem Heulen des Windes, der sich in den Bohlen seiner Hütte verding, und dankte den guten Aischen für ihre unschätzbare Hilfe, die ihn vor Sturm und Kälte bewahrte. Nessay wusch sich wieder einmal mit müden, faulen Bewegungen ihr Gesicht und starrte dabei zufrieden ins Feuer. Die Spielzeugkatze saß ihr direkt gegenüber und blickte starr ins Leere, so wie es Spielzeugkatzen nun einmal tun.

Plötzlich hörte Nikolausi ein Geräusch, das sich vom Windgeheul abhob. Es klang wie ein jammervolles Wehklagen voller Furcht.

Er stand auf und lauschte sorgfältig, aber der Wind nahm an Stärke zu, rüttelte an Fenstern und Tür, um seine Aufmerksamkeit abzulenken. Nikolausi wartete, bis die Wut des Sturms ein wenig nachgelassen hatte, dann hörte er es wieder: ein ebenso schrilles, wie klägliches und panikerfülltes Weinen.

Rasch nahm er seinen Mantel, zog sich eine dicke Mütze über und öffnete die Tür.

Der Wind blies mit aller Macht ins Innere der Hütte, das Geschirr klapperte und die Böe fuhr so kalt durch Nessys Fell, dass es ganz zerzaust wurde und in alle Richtungen abstand. Erschrocken flüchtete sie sich unter den Tisch. Dann war Nikolausi draußen, schloss die Tür hinter sich, und starrte in die Dunkelheit hinaus.

Der Wind lachte rau, rannte gegen ihn an und versuchte ihn von den Füßen zu stoßen, aber er blieb aufrecht stehen. Die hilflos hin und her stiebenden Flocken verfangen sich in seinen Augenbrauen und behinderten seine Sicht, doch er wischte sie beiseite und versuchte etwas zu erkennen. Schnee wirbelte überall, weiß und glitzernd und spiegelnd. Er bedeckte die Erde und die Luft war voll davon.

Von dem Weinen war nichts mehr zu hören.

Nikolausi drehte sich um und wollte schon ins Haus zurückgehen, doch in diesem unachtsamen Moment packte ihn der Wind mit aller Macht und schleuderte ihn in eine Schneewehe. Nikolausi schlug um sich und versuchte den Kopf freizubekommen, da spürte er etwas, das nicht aus Schnee und Eis bestand. Er spürte, dass das, was er in der Hand hielt, lebendig war. Er zog es aus dem Schnee, rappelte sich hoch und sah, dass er ein kleines Kind in den Armen hielt. Rasch hob er es hoch und rannte zurück in sein Haus.

Wieder drang der Wind mit Macht ins Innere, aber Nikolausi schloss rasch die Tür. Er bettete das zitternde Geschöpf auf eine Decke neben den Ofen, befreite es vom Eis, rubbelte es trocken und erkannte, dass es sich um Wikam handelte, einen kleinen Jungen, der in einem Haus in der Nähe des Tals lebte.

Vorsichtig wickelte Nikolausi den Jungen in eine weitere warme Decke und rieb seine nassen Haare trocken.

Nach einer Weile öffnete das Kind seine Augen und begann glücklich zu strahlen, als es sah, wo es sich befand.

Nikolausi erwärmte Milch auf seinem Herd und gab sie dem Jungen zu trinken, während ihn die Katze neugierig beobachtete. Schließlich kuschelte sich das Kind an Nikolausi, der seinen Arm um es legte. Wikam gab einen zufriedenen Seufzer von sich und schlief ein. Unendlich froh darüber, den kleinen Ausreißer gefunden zu haben, wachte Nikolausi über dessen Schlummer.

Der garstige Wind, der einsehen musste, dass er hier kein Unheil mehr anrichten konnte, kletterte über die Hügel und verzog sich nach Norden. Das gab den durcheinandergewirbelten Schneeflocken endlich die Gelegenheit, gemächlich zu Boden zu sinken, sodass es wieder still und friedlich wurde im Tal.

Wenig später wachte der Junge auf, öffnete seine Augen und erhob sich. Neugierig wie alle Kinder blickte er sich um und musterte alles, was sich in dem Raum befand.

*„Das ist eine schöne Katze, Nikolausi“, sagte er.
„Ich möchte sie im Arm halten.“*

Doch Nesy war nicht dazu aufgelegt und rannte weg.

„Die andere Katze läuft nicht fort“, sagte der Junge. „Lass mich diese halten.“ Nikolausi gab Wikam das Spielzeug, und schon bald hielt es der Junge im Arm wie ein lebendiges Wesen und küsste es auf die hölzernen Ohren.

„Wie konnte es geschehen, dass du in diesen Sturm geraten bist?“, fragte Nikolausi.

„Ich wollte zum Haus meiner Tante laufen, und habe mich im Schneetreiben verirrt“, antwortete Wikam.

„Hattest du denn keine Angst?“

„Es war so bitterkalt“, sagte Wikam, „und die Flocken flogen mir in die Augen, sodass ich nichts mehr sehen konnte. Ich bin immer weiter getappt, bis ich irgendwann gestolpert bin und nicht mehr wusste, wo ich überhaupt war.“

Nikolausi strich dem Jungen über sein Haar, und das eben noch von der Erinnerung an den Schrecken der Nacht bewölkte Gesicht hellte sich auf und lächelte.

„Es geht mir schon wieder gut“, sagte Wikam.

„Schön“, sagte Nikolausi. „Dann pack ich dich jetzt ins Bett, wo du bis zum Morgen schlafen kannst. Wenn es wieder hell ist, bringe ich dich zurück zu deiner Mutter.“

„Darf die Katze mit im Bett schlafen?“, fragte der Junge.

„Wenn du willst, meinetwegen“, antwortete Nikolausi.

„Es ist eine schöne Katze!“, sagte Wikam und lächelte, als Nikolausi ihn in die warmen Decken wickelte. Nur einen Augenblick später schlief der Kleine tief und ruhig, und hielt das Spielzeug fest in seinem Arm.

Als der Morgen anbrach und eine strahlende Wintersonne das Tal des Lachens beschien, bereitete sich Nikolausi darauf vor, den Jungen zu seiner Mutter zurückzubringen.

„Darf ich die Katze behalten, Nikolausi?“, fragte Wikam. „Sie ist besser als eine echte, denn sie rennt nicht weg und kratzt und beißt nicht. Bitte, darf ich sie behalten?“

„Na klar“, antwortete Nikolausi, den ein Gefühl großer Zufriedenheit erfüllte, weil das Spielzeug, das er angefertigt hatte, einem Kind so viel Freude machte.

So packte er also den Jungen und die Holzkatze in ein dickes Bündel Decken, das er sich über seine breite Schulter legte und stapfte mit großen Schritten durch den tiefen Schnee, ließ das Tal hinter sich und auch die weite Ebene, die sich daran anschloss, bis er zu jenem kleinen Dorf gelangte, in dem Wikams Mutter lebte. „*Mama, schau mal!*“, rief der Junge, als sie sein Heim betraten, „*ich habe eine Katze geschenkt bekommen!*“

Die gute Frau vergoss heiße Freudentränen, als sie ihre Arme um ihren verloren geglaubten Jungen schlang, und dankte Nikolausi vielmals für seine Hilfe. Und so kehrte er schließlich mit einem zufriedenen und glücklichen Herzen zu seiner Hütte im Tal des Lachens zurück.

In der folgenden Nacht sagte er zu Nussy: „*Ich glaube, die Kinder mögen die Holzkatze fast genauso wie eine echte. Zudem können sie Holztieren nicht wehtun, wenn sie ihnen am Schwanz oder an den Ohren ziehen. Ich mache noch eine.*“

Damit begann sein großes Werk.

Die nächste Katze gelang ihm sogar noch besser als die Erste. Und während Nikolausi an dem Spielzeug schnitzte, kam der gelbe Minorko der Butterblumen vorbei, um ihm einen Besuch abzustatten. Er war so von der Holzkatze angetan, die Nikolausi schnitzte, dass er rasch wieder verschwand, um wenig später mit einer ganzen Schar seiner Freunde wiederzukommen.

Da saßen sie nun, der rote Minorko, der schwarze Minorko, der grüne Minorko, der blaue Minorko und der gelbe Minorko in einem Kreis auf dem Boden, während Nikolausi schnitzte und schnitt, schabte und polierte, und dabei ein Liedchen nach dem anderen piff, und die Holzkatze zunehmend an Gestalt gewann.

„Wenn man das Tier so machen könnte“, sinnierte der gelbe Minorko, „dass es die gleiche Farbe und Zeichnung hätte wie eine richtige Katze, würde niemand mehr einen Unterschied erkennen.“

„Vielleicht“, erwiderte Nikolausi, „erkennen die Kleinen ja wirklich keinen Unterschied.“ Die Idee gefiel ihm.

„Ich bringe dir etwas von dem Rot, mit dem ich meine Rosen und Tulpen färbe“, rief der rote Minorko, „dann kannst du damit die Lippen und die Zunge der Katze rot anmalen.“

„Von mir bekommst du etwas von dem Grün, mit dem ich meine Gräser und Blätter färbe“, rief der grüne Minorko, „dann kannst du damit die Augen der Katze grün malen.“

„Ich bringe dir etwas von dem Gelb, mit dem ich meinen Löwenzahn und die Butterblumen färbe“, rief der gelbe Minorko.

„Die echte Katze ist schwarz“, sagte der schwarze Minorko. „Ich bringe dir deshalb von meinem Schwarz, mit dem ich die Staubgefäße meiner Blüten färbe. Ich brauche davon immer nur sehr wenig, sodass es ausreicht, um deine Holzkatze schwarz anzumalen.“

„Ich sehe, dass du Nessay ein blaues Halsband umgelegt hast“, fügte der blaue Minorko hinzu. „Ich schenke dir etwas von meinem Blau, mit dem ich meine Vergissmeinnicht färbe. Dann kannst du eine Schleife aus Holz für den Hals der Katze schnitzen und blau anmalen.“

Die Minorkos verschwanden, und als Nikolausi mit seinem Schnitzwerk fertig war, kehrte jeder von ihnen mit Farbeimern und Pinseln zurück.

Sie überredeten Nessay dazu, sich neben die Holzkatze auf den Tisch zu setzen, damit Nikolausi die Spielzeugkatze genauso bemalen konnte wie ihr lebendiges Vorbild.

Als die Arbeit beendet war, befanden die Minorkos, dass die Holzkatze genauso gut gelungen sei wie eine echte Katze.

„*Absolut detailgetreu*“, ergänzte der rote Minorko.

Nessy rümpfte darüber die Nase. Sie fand es nicht gerade schmeichelhaft, mit einem Spielzeug verglichen zu werden. Deshalb sprang sie vom Tisch, legte sich neben den Ofen und tat so, als wären alle anderen Luft für sie.

Doch Nikolausi war überaus erfreut, und sobald der Morgen dämmerte, machte er sich fertig, stapfte durch den Schnee des Tals, durchquerte die sich daran anschließende Tiefebene, bis er schließlich zum Dorf gelangte. Dort, in einer zugigen, kleinen Hütte unmittelbar neben den mächtigen Mauern des Schlosses von Graf Monschau, lag ein kleines Mädchen auf einem harten Bett und wimmerte wegen des hohen Fiebers, das sie plagte.

Nikolausi setzte sich neben das Bett, begrüßte das Mädchen, und wickelte rasch die Holzkatze aus dem Tuch, unter dem er das Geschenk verborgen hatte. Dann drückte er ihr das Spielzeug in die Hand.

Oh, wie gut sich das anfühlte, als er sah, wie ihm das Mädchen seine Mühe und den langen Weg zum Dorf mit einem strahlenden Lächeln dankte! Sie presste die Katze gegen die Brust wie einen kostbaren Schmuck, und gab sie nicht mehr her. Man konnte zusehen und spüren, wie das Fieber nachließ. Schließlich fiel sie in einen tiefen, erfrischenden Schlaf.

Nikolausi lachte und piff während des ganzen Heimweges vor sich hin. Noch nie war er so glücklich gewesen wie an diesem Tag.

Als er seine Hütte erreichte, sah er Simba, die Löwin, die auf ihn wartete.

Seit seiner frühen Kindheit liebte Simba ihn, und während er im Zauberwald zu einem stattlichen jungen Mann heranwuchs, hatte sie ihn häufig in Nezilias Laube besucht.

Seit Nikolausi im Tal des Lachens lebte, fühlte sich Simba einsam. Sie war auch nicht mehr richtig gesund, und zurzeit litt sie besonders unter dem garstigen, kalten Winter, den Löwen nur sehr schwer ertragen.

Deshalb war sie zu ihm gekommen, um ihn noch einmal zu sehen. Simba war alt geworden, ihre Zähne begannen auszufallen, und an den Ohren und am Schwanz hatte ihr Fell die Farbe gewechselt, von einem matten Gelb zu Weiß.

Sie legte sich neben den Herd, und Nikolausi schlang seine Arme um ihren Hals und herzte sie. Nesity hatte sich in eine Ecke verkrochen. Sie schien sich in Gesellschaft der alten Löwin nicht sehr wohl zu fühlen.

Nikolausi erzählte seiner alten Beschützerin von den Holzkatzen, die er angefertigt hatte, und wie viel Freude sie dem kranken Mädchen und Wikam bereitet hatten. Simba wusste nicht sehr viel über die Menschenkinder, doch nach den Erfahrungen, die sie mit dem kleinen Nikolausi gemacht hatte, konnte man davon ausgehen, dass auch sie diese Geschöpfe achten würde, falls sie einem von ihnen begegnete.

Dessen ungeachtet war sie an den neuen Fähigkeiten von Nikolausi sehr interessiert und sagte:

„Diese Figuren scheinen sehr attraktiv zu sein. Dennoch verstehe ich nicht recht, warum du ausgerechnet Hauskatzen anfertigst, die doch ziemlich unwichtige Tiere sind. Wenn ich schon mal hier bin, kannst du doch auch die Figur einer Löwin schnitzen, ein Abbild der Königin aller Tiere. Dann werden deine Kinder wirklich glücklich sein - und zugleich wohlbehütet!“

Nikolausi hielt das für einen ausgezeichneten Vorschlag. Er nahm sich ein Stück Holz und wetzte sein Messer, während es sich Simba vor der Feuerstelle gemütlich machte. Mit großer Sorgfalt formte er einen Löwenkopf, und vergaß auch nicht die beiden langen, scharfen Reißzähne, die aus ihrem Maul ragten und die tiefen Falten über ihren weit aufgerissenen Augen, wenn sie die Stirn runzelte.

Als er fertig war, sagte er:

„Du siehst furchterregend aus, Simba.“

„Dann ist mir die Figur wirklich ähnlich geworden“, erwiderte sie, *„denn ich bin in der Tat furchterregend für all jene, die nicht meine Freunde sind.“*

Nikolausi schnitzte jetzt den Körper mitsamt dem langen Schweif. Das Abbild der wie durchs hohe Gras schleichenden Löwin war sehr lebensecht geworden.

„Das freut mich außerordentlich“, knurrte Simba, streckte sich und gähnte herzhaft.

„Dann will ich jetzt zuschauen, wie du die Figur bemalst.“

Er holte die Farbeimer und Pinsel hervor, die ihm die Minoros gebracht hatten, und kolorierte das Schnitzwerk, wobei er sich getreulich nach der echten Simba richtete.

Die Löwin stützte ihre dicken Vordertatzen auf den Tisch und begutachtete jeden Pinselstrich, mit dem Nikolausi das Spielzeug, das ihr so ähnlich sah, einfärbte.

„Du bist erstaunlich geschickt!“, sagte sie schließlich sehr zufrieden. *„Die Kinder werden es lieber mögen als die Holzkatzen. Da bin ich mir sicher.“*

Dann verließ Simba, mit einem Knurren in Richtung Nussy, die einen Buckel machte und ängstlich miaute, die Hütte wieder, um in den Zauberwald zurückzukehren.

Kapitel 4

Die kleine Maira erschrak sich ganz fürchterlich

Der Winter zog sich zurück, und das ganze Tal des Lachens war voller Vorfreude. Der kleine Bach war so glücklich, nicht mehr zugefroren zu sein und endlich wieder frei dahinflätschern zu können, dass er voller Übermut gegen die Felsbrocken zischte und seine Gischt hoch in die Luft versprühte. Das Gras stieß seine ersten neuen Blätter wie Messerklingen durch die vertrocknete Schicht der alten Grasdecke nach oben, nur für die Wiesenblumen war es noch etwas zu früh, um sich zu zeigen, obwohl die Minorkos eifrig damit beschäftigt waren, ihre Wurzeln zu düngen und zu gießen. Selbst die Sonne war guter Laune und schickte ihre Strahlen weit übers Land und ihr Licht tanzte durchs ganze Tal.

Nikolausi aß gerade zu Mittag, als er ein zaghaftes Klopfen an seiner Tür hörte.

„Herein!“, rief er.

Doch niemand folgte seiner Aufforderung. Stattdessen wiederholte sich das schwache Klopfen nach einer Weile.

Nikolausi sprang auf und öffnete die Tür. Vor ihm stand ein kleines Mädchen, das einen noch kleineren Bruder fest an der Hand hielt.

„Bis tu's Tlausi?“, fragte sie schüchtern.

„In der Tat, der bin ich, meine Kleine!“, erwiderte er mit einem Lachen und begrüßte die beiden Kinder. „Hereinspatziert! Ihr kommt gerade recht, um mit mir zu Mittag zu essen.“

Er führte sie zu seinem Tisch und servierte ihnen frische Milch und Nusskuchen.

Nachdem sie fertig gespeist hatten, fragte er:

*„Warum habt ihr diese lange Reise unternommen?
Was führt euch in meine bescheidene Hütte?“*

„Ik böchte eine Tatze!“, antwortete das Mädchen, und ihr kleiner Bruder, der noch nicht gelernt hatte zu sprechen, nickte mit dem Kopf und wiederholte wie ein Echo: *„Tatze!“*

„Oh, ihr wollt also meine Spielzeugkatzen, ist es so?“, sagte Nikolausi. Es erfüllte ihn mit Stolz zu erfahren, dass sein Spielzeug bei den Kindern so beliebt geworden war. Seine beiden kleinen Besucher nickten gleichzeitig.

„Dummerweise“, fuhr Nikolausi fort, *„habe ich im Moment nur eine einzige Katze fertig, weil ich erst gestern in die Stadt gelaufen bin, um dort die beiden vorletzten zwei Kindern zu schenken. Und so habe ich jetzt nur noch eine einzige Holzkatze hier und die will ich deinem Bruder geben, weil er viel kleiner ist als du. Doch schon die Nächste, die ich mache, werde ich für dich herstellen.“*

Das Gesicht des kleinen Jungen überzog sich mit einem breiten Strahlen, als er von Nikolausi das wertvolle Geschenk erhielt, doch die kleine Maira bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und begann bitterlich zu weinen.

„Ik ... ich bill ei ... eine Tatze ... etzt!“, jammerte sie.

Ihr Unglück versetzte Nikolausi einen heftigen Stich. Doch dann erinnerte er sich plötzlich an Simbas Besuch im Verlauf des Winters.

„Nicht weinen, Liebes!“, sagte er besänftigend.

„Ich habe da noch ein anderes Spielzeug, das noch viel schöner als eine Katze ist. Das kannst du haben.“

Er ging zum Schrank, holte die Holzlöwin heraus, und stellte sie vor Maira auf den Tisch.

Das Mädchen hob die Arme. Ein kurzer Blick auf die gefährlichen Reißzähne und die funkelnden Augen des wilden Tieres, und ein langer, schriller Schrei des Entsetzens drang aus ihrer Kehle. Voller Panik rannte sie aus der Hütte. Ihr kleiner Bruder folgte ihr auf der Stelle, auch er schrie wie am Spieß, und vor lauter Angst ließ er sogar sein Geschenk fallen.

Einen langen Augenblick stand Nikolausi wie erstarrt, er war völlig verwirrt und erstaunt. Dann legte er die hölzerne Simba wieder in den Schrank zurück, und rannte den Kindern hinterher. Dabei rief er immer wieder, dass sie sich nicht zu fürchten bräuchten.

Tatsächlich blieb die kleine Maira irgendwann erschöpft stehen, und ihr Brüderchen klammerte sich fest an sie. Doch beide warfen angsterfüllte Blicke zurück zur Hütte, bis es Nikolausi endlich gelang, sie davon zu überzeugen, dass die hölzerne Löwin wieder gut verstaut im sicher verschlossenen Schrank lag.

„Warum warst du so erschrocken, als du sie gesehen hast?“, fragte er. „Es ist doch nur ein Spielzeug aus Holz, mit dem man spielen kann ...“

„Es is becht!“, antworte Maira voller Überzeugung. „Un un banz schlimm. Nit böten, bie Tatze!“

„Hm, vielleicht hast du Recht“, erwiderte Nikolausi nachdenklich. „Aber wenn ihr zurückkommt ins Haus, dann mache ich sofort eine schöne Katze.“

Die beiden ließen sich nicht zweimal bitten. Sie fassten wieder Vertrauen zu Nikolausi. Voller Erwartung sahen sie ihm zu, wie er aus einem Stück Holz eine Katze schnitzte und mit den Farben der Minorkos anmalte. Es dauerte gar nicht lang, da er inzwischen viel Übung hatte und sehr geschickt geworden war. Und Maira liebte ihr Spielzeug umso mehr, als sie mit ansehen durfte, wie es entstanden war.

Nachdem sich seine kleinen Besucher wieder verabschiedet hatten, um mit ihren Geschenken nach Hause zu laufen, saß Nikolausi noch lange in tiefen Gedanken versunken da. Schließlich beschloss er, dass solche furchterregende Wesen wie seine Löwen-Freundin als Vorlagen für Spielzeug nicht recht taugten.

„Die Kleinen dürfen sich nicht erschrecken“, überlegte er. „Für mich ist der Umgang mit Simba etwas ganz Normales. Weil wir uns seit langer Zeit gut kennen, habe ich auch keine Angst vor ihr. Aber es ist natürlich, dass Kleinkinder, die ihr Bild sehen, sich fürchten. Wenn sie etwas größer geworden sind, ist das sicherlich anders, aber solange sie noch so klein sind ... Ich werde mir für die Zukunft freundlichere Tiere als Vorlagen aussuchen. Eichhörnchen, Kaninchen, Rehe und Lämmchen sind vielleicht besser geeignet, mein Spielzeug nach ihnen zu formen. Die Kleinen sollen sie lieben und nicht fürchten.“

Von diesem Tag an begann er, neue Tiere herzustellen, und bevor er zu Bett ging, hatte er schon ein Kaninchen und ein Lamm fertiggestellt. Allerdings waren sie nicht ganz so lebensecht wie die Katzen, die er bis dahin gemacht hatte, da er sie aus dem Gedächtnis formen musste. Die ganze Zeit über saß Nessay neben ihm und beobachtete, was Nikolausi da tat.

Dennoch erfreuten auch die neuen Holztiere die Kinder und der Ruf seiner Fertigkeit, schönes Spielzeug herstellen zu können, breitete sich rasch von Dorf zu Dorf aus.

Besonders gern brachte er seine Geschenke zu den kranken Kindern, die nicht stark genug waren, bis zu ihm ins Tal des Lachens zu laufen und ihn dort darum zu bitten. Schon bald entstand ein richtiger Pfad zwischen der weiten Ebene, die sich an das Tal anschloss, und der Hütte des Spielzeugmachers.

Zuerst kamen all die Kinder, mit denen Nikolausi schon gespielt hatte, bevor er begann, Spielzeug anzufertigen. Es versteht sich von selbst, dass diese Kinder von ihm gut versorgt wurden.

Dann hörten die weiter entfernt lebenden Kinder von den wundervollen Dingen und unternahmen lange Reisen zum Tal des Lachens, um mit eigenen Augen die beliebten Figuren zu sehen. All diese Kleinen waren Nikolausi herzlich willkommen und keines ging wieder mit leeren Händen zurück nach Hause.

Diese enorme Nachfrage nach den Erzeugnissen seiner Handwerkskunst ließ Nikolausi kaum noch zur Ruhe kommen. Doch er war glücklich, weil er wusste, dass seine Spielsachen wiederum die Kinder glücklich machten. Die Unsterblichen ihrerseits freuten sich über seinen Erfolg und unterstützten ihn, so gut sie konnten. Die Aischen suchten für ihn unablässig nach gutem, leicht zu bearbeitendem und nicht zu hartem Holz, das sich mit seinen Messern gut schnitzen ließ; die Minorkos versorgten ihn mit allen Arten von Farben und Pinseln, die er benötigte; die Feen entdeckten, dass viele Arbeiten mit Werkzeugen wie Meißel, Säge, Feile, Hammer und Nägel leichter vonstattengingen und brachten all diese hilfreichen Gegenstände herbei, ebenso wie neue Messer mit scharfen Klingen in unterschiedlicher Größe.

Schon bald hatte sich die frühere Wohnstube in seiner Hütte zu einer gut ausgestatteten Werkstatt gemausert. Nikolausi baute sich eine Werkbank, die er direkt unter das Fenster stellte.

Von dort konnte er jedes Stück, an dem er arbeitete, und jedes Werkzeug, das er dazu benötigte, gut erreichen.

Und während er ein Spielzeug nach dem anderen vollendete, dazu bestimmt, die Herzen der Kinder zu erfreuen, spürte er, wie er selber Stück für Stück zufriedener wurde, sodass er gar nicht mehr aufhören konnte, den ganzen Tag, während er herumwerkelt, fröhlich zu lachen und zu singen und heitere Melodien zu pfeifen.

„Das kommt, weil ich im Tal des Lachens lebe, in dem ohnehin alles lacht!“, sagte Nikolausi.

Doch das war nicht der einzige Grund.

Das alles tat Nikolausi einzig aufgrund seiner Güte, mit der er die Herzen aller anderen erobern wollte.

Und es wundert nicht, dass er seit damals an jedem Ort rund um die Welt willkommen war und freudiger begrüßt wurde, als dies je einem König widerfahren war.

Kapitel 5

Frieda Fröhlich kommt ins Tal des Lachens

Eines Tages, als Nikolausi vor der Tür seiner Hütte saß und den Kopf eines Rentieres schnitzte, entdeckte er in der Ferne eine im Sonnenlicht glitzernde Schar von Reitern, die durch das Tal galoppierte.

Als sie näher kamen, erkannte er, dass es sich um einen Trupp mit Streitäxten und Lanzen bewaffneter Männer handelte, die Helme und silbern glänzende Rüstungen trugen.

Angeführt wurde die Schar von Frieda Fröhlich, der hübschen, jungen Tochter des Grafen von Monschau. Das war jener Mann, der Nikolausi einst aus seinem Palast gejagt hatte. Ihr Zelter* war ein wunderschöner, strahlend-weißer Schimmel, dessen Zaumzeug mit glitzernden Edelsteinen verziert war, während die Steigbügel golden glänzten - und nur das allerfeinste Leder war für den Sattel verarbeitet worden. Die Bewaffneten begleiteten sie, um sie vor jeglicher Gefahr zu schützen.

Nikolausi war erstaunt über diesen Anblick, schnitzte aber weiter und hörte nicht auf, dabei ein fröhliches Liedchen zu trällern. Der Reiterzug hielt direkt vor ihm. Das Mädchen beugte sich über den Hals ihres Zelters und rief:

„Bitte, Herr Nikolausi, ich würde gerne ein Spielzeug bekommen!“

Ihre Stimme klang so flehentlich, dass Nikolausi aufsprang und zu ihr ging. Doch er war unsicher, was er ihr antworten sollte.

* Als Zelter bezeichnete man im Mittelalter ein leichtes Reitpferd, das den „Zeltgang“ (die Gangarten „Pass“ und Tölt“) beherrschte.

„Du bist die Tochter eines reichen Grafen“, sagte er, „und du hast doch alles, was dein Herz begehrt.“

„Bis auf Spielsachen“, antwortete Frieda. „Es gibt auf der Welt kein einziges Spielzeug außer dem, das du anfertigst.“

„Die mache ich aber für arme Kinder, die sonst nichts anderes haben, was ihnen Freude bereitet“, erwiderte Nikolausi.

„Macht es armen Kindern mehr Freude mit deinen Spielsachen zu spielen als den reichen?“, fragte Frieda.

„Ich denke nicht“, sagte Nikolausi, nachdem er einen Moment nachgedacht hatte.

„Und ich bin die Leidtragende, nur weil mein Vater ein reicher Graf ist? Muss ich auf Spielzeug verzichten, nach dem sich mein Herz sehnt, bloß weil andere Kinder ärmer sind als ich?“, fuhr Frieda mit ihren ernstesten Fragen fort.

„Ich fürchte, dem ist so, meine Liebe“, antwortete Nikolausi, *„denn die Armen haben sonst nichts, womit sie sich amüsieren können. Du reitest auf einem wunderschönen Schimmel, deine Diener lesen dir jeden Wunsch von den Augen ab und du kannst über allen Luxus verfügen, der für Geld zu kaufen ist.“*

„Ich will aber Spielzeug haben!“, rief Frieda und wischte sich trotzig die Tränen aus den Augenwinkeln. *„Und falls ich nichts davon bekommen kann, dann werde ich sehr unglücklich sein.“*

Nikolausi war innerlich hin und hergerissen, denn ihr Wunsch erinnerte ihn daran, dass es ursprünglich einmal seine Absicht gewesen war, alle Kinder glücklich zu machen und zwar ungeachtet ihrer Herkunft.

Andererseits gab es vonseiten der armen Kinder eine so große Nachfrage nach seinem Spielzeug, dass er unmöglich eines davon Frieda schenken konnte, die bereits große Reichtümer ihr eigen nennen konnte, nur um sie glücklich zu machen.

„Bitte hör mir zu, mein Kind“, sagte er freundlich. „All die Spielsachen, die ich gerade herstelle, habe ich bereits anderen Kindern versprochen. Aber das nächste werde ich, da du es dir so sehnlichst wünschst, für dich machen. Komm in zwei Tagen wieder hierher, dann wird es fertig sein.“

Frieda stieß einen Freudenschrei aus, beugte sich von ihrem Pferd herab und küsste Nikolausi auf die Stirn. Sie befahl ihren Begleitern, kehrt zu machen und ritt froh davon, während Nikolausi zurückblieb, um über das, was gerade geschehen war, nachzudenken.

„Wenn ich die reichen Kinder ebenso beschenke, wie die armen“, überlegte er, „dann habe ich übers ganze Jahr keine einzige ruhige Minute mehr! Aber ist es denn überhaupt richtig, auch die Reichen zu beschenken? Ich muss Nezilia besuchen, um diese schwierige Frage mit ihr zu besprechen.“

So machte er sich also, nachdem er das hölzerne Rentier fertiggestellt hatte, auf den Weg in den Zauberwald zur Laube seiner Adoptivmutter, der bezaubernden Nymphe Nezilia.

Sie begrüßte ihn zärtlich und liebevoll und hörte sich aufmerksam an, was er ihr über den Besuch von Frieda Fröhlich zu berichten hatte.

„Und jetzt sage mir“, schloss er seine Erzählung, „soll ich auch den reichen Kindern Spielzeug schenken?“

„Wir im Zauberwald wissen nichts über die Reichen“, antwortete sie. „Es kommt mir so vor, als sei ein Kind wie das andere, da sie letztlich alle aus demselben Stoff gemacht sind.“

Die Reichen tragen vielleicht bessere Kleider, aber das kann man ihnen überziehen und wieder wegnehmen. Das Kind darunter bleibt das gleiche. Die Feen jedoch begleiten das Leben der Menschen, sie kennen die Kinder der Sterblichen besser als ich. Lass uns zur Feenkönigin gehen und sie befragen.“

Das taten sie. Die Feenkönigin bat sie, sich zu ihr zu setzen und hörte sich an, was Nikolausi zu sagen hatte und vernahm seine Bedenken, die Kinder der Reichen ebenso zu beschenken wie die der Armen. Schließlich brachte auch Nezilia ihre Gedanken zu dieser Frage vor.

„Nezilia hat recht“, erklärte die Königin. „Denn egal ob ein Kind arm oder reich ist, sein Bedürfnis nach Spiel und Freude ist naturgegeben. Das Herz der reichen Frieda bedarf dessen ebenso, wie das der armen Maira. Beide können gleichermaßen einsam und traurig sein, wie fröhlich und zufrieden. Ich denke, Nikolausi, dass es deine selbstgewählte Aufgabe ist, alle kleinen Menschenkinder glücklich zu machen, egal ob sie in Palästen oder armseligen Hütten leben.“

„Deine Worte, Feenkönigin, sind voller Weisheit“, antwortete Nikolausi, „und mein Herz sagt mir, dass sie ebenso gerecht wie klug sind. Mögen also alle Kinder von mir das verlangen, dessen sie bedürfen.“

Dann kniete er sich vor der großzügigen Feenkönigin nieder, küsste anschließend Nezilias rote Lippen und ging in sein Tal zurück.

Am Bach legte er eine Pause ein, und trank von dem kühlen Wasser. Später, als er auf der Bank vor der Tür seiner Hütte saß, knetete er immer noch auf einem Klumpen Lehm herum, den er vom Ufer mitgebracht hatte, und überlegte gleichzeitig, was für ein Spielzeug er für Frieda Fröhlich wohl machen könne.

Langsam, ohne es zu bemerken, nahm der Klumpen in seiner Hand langsam Gestalt an, und als er schließlich hinunterblickte, sah er zu seinem Erstaunen, dass seine Finger einen Kopf mit dem Gesicht der Nymphe Nezilia geformt hatten!

Sofort war sein Interesse geweckt. Er lief zurück zum Bach, klaubte am Ufer weiteren Lehm zusammen, und brachte ihn zu seiner Hütte. Dann formte er ihn mithilfe eines Messers und eines kleinen Stückchens Holz, bis er ein perfektes Abbild der Nymphe erschaffen hatte. Geschickt modellierte er ihr langes Haar, das ihren Körper sanft umfließende Blätterkleid und die kleinen Sandälchen, in denen ihre zarten Füße steckten.

Doch der tönerner Lehm war ganz weich, weil er noch feucht war und Nikolausi befürchtete, dass jede Berührung seine hübsche Arbeit ruinieren würde.

„Vielleicht trocknet das Ding in der Sonne ein wenig und wird dadurch etwas härter“, überlegte er. Also ließ er die Figur auf einer Holzplatte liegen, die er in die Sonne rückte.

Nachdem er dies erledigt hatte, wandte er sich einer anderen Aufgabe zu und begann das Rentier zu bemalen, das er vor seinem Aufbruch in den Zauberwald geschnitzt hatte. Diese Tätigkeit nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, so dass er darüber die Figur der Nymphe völlig vergaß. Am kommenden Morgen jedoch sah er sie so auf dem Brett liegen, wie er sie tags zuvor hingelegt hatte, jetzt aber war sie unter den Strahlen der Sonne gebacken und steinhart geworden. Nun konnte man sie in die Hand nehmen, ohne sie direkt zu beschädigen.

Nikolausi kolorierte die Nymphe in genau jenen Farben, wie sie auch Nezilia trug, verlieh ihren dunkelblauen Augen Tiefe und fand den richtigen Farbton für ihre Haare, ihre rosigen Lippen und ihre schneeweißen Zähne.

Der Umhang wurde eichenblattgrün, und als die Farbe trocken war, war Nikolausi von seinem Werk sehr angetan. Natürlich war es nicht wirklich so liebevoll wie die echte Nezilia, aber unter Berücksichtigung des Materials, aus dem sie bestand, empfand er sie als ausgesprochen hübsch.

Als Frieda am Tag darauf auf ihrem weißen Zelter angeritten kam, zeigte Nikolausi ihr das neue Spielzeug. Die Augen des Mädchens wurden größer und begannen freudig zu strahlen, als sie die zierliche Figur betrachtete. Sie liebte sie vom ersten Augenblick an, drückte sie an ihre Brust, ganz so, wie Mütter es mit ihren Kindern tun.

„Nikolausi, wie heißt sie?“, fragte das Mädchen.

Da Nikolausi wusste, dass die Nymphen es nicht schätzen, wenn man über sie zu den Sterblichen spricht, konnte er Frieda natürlich nicht verraten, dass Nezilia seine Vorlage gewesen war.

Aber da es sich um eine neue Art von Spielzeug handelte, suchte er nach einem passenden Namen, mit dem man diese Figur bezeichnen konnte und das erste Wort, das ihm einfiel, schien ihm nicht schlecht zu sein.

„Man nennt so etwas Puppi, ein Püppchen, meine Liebe“, sagte er.

„Ich werde meine Puppe Baby nennen“, erwiderte Frieda und küsste sie zart, *„und ich will es verwöhnen und für es sorgen, so wie die Ammen für mich gesorgt haben. Vielen Dank, Nikolausi! Dein Geschenk macht mich glücklicher, als ich jemals zuvor gewesen bin!“*

Dann ritt sie fort, die Puppe im Arm und Nikolausi sah ihre Freude, während er bereits daran dachte, eine neue Puppe anzufertigen, noch besser und natürlicher als die erste.

Er holte neuen Ton vom Ufer des Baches und erinnerte sich, dass Frieda ihre Puppe Baby genannt hatte, weshalb er beschloss, der nächsten Figur das Aussehen und die Gestalt eines Babys zu geben. Das war keine allzu schwere Herausforderung für den geschickten Kunsthandwerker und schon bald lag die fertige Babypuppe auf dem Holzbrett, um in der Sonne zu trocknen. Und mit dem restlichen Lehm begann er, Frieda selbst zu formen.

Das war längst nicht so einfach wie gedacht, denn es gelang ihm nicht, die seidene Robe des Grafentöchterchens aus schlichtem Lehm nachzuahmen. Schließlich bat er die Feen um Hilfe und fragte sie, ob sie ihm farbige Seidentücher besorgen könnten, mit denen sich solch ein Kleidchen schneiden ließe. Die Feen schwirrten davon, und noch bevor die Nacht hereinbrach, kamen sie zurück und brachten ihm eine große Menge an Seidenstoffen, Bändern, Tüchern, Zwirn und goldenen Faden. Nikolausi wurde ganz ungeduldig, so schnell wollte er seine neue Puppe vollenden.

Deshalb mochte er nicht einmal den nächsten Tag abwarten, bis die Sonne seine Tonfigur getrocknet haben würde, sondern legte sie kurzerhand in seine Feuerstelle und bedeckte sie mit glühender Holzkohle. Als er sie später der Asche zog, sah er zu seinem Vergnügen, dass sie ebenso ausgehärtet war, als hätte sie den ganzen Tag in der Sonne gebacken.

Jetzt wurde Nikolausi neben seiner Arbeit als Spielzeugmacher auch noch zum Schneider. Er schnitt ein Stück feinen Seidenstoff zu und nähte daraus eine wunderschöne Robe, die die Puppe auffällig schmückte. Dann drapierte er ihr einen feinen Schal um den Hals und zog ihr zarte, rote Seidenschühchen über die Füße. Die natürliche Farbe von gebranntem Lehm ist ein helles Grau, doch Nikolausi malte das Gesichtchen der Puppe in einem zarten fleischfarbenen Ton an und kolorierte ihre Augen in jenem Braun, in dem auch Friedas Augen strahlten. Die Wangen wurden rosa und das Haar goldblond.

Die Puppe war wirklich allerliebste anzusehen und würde einem Kind sicherlich viel Freude bringen. Während sich Nikolausi noch über sein gelungenes Werk freute, klopfte es an der Tür seiner Hütte und die kleine Maira spazierte herein. Ihr Gesicht war in Tränen aufgelöst und ihre rotgeweinten Augen richteten sich voller Trauer auf Nikolausi. *„Kind, was ist denn los?“*, fragte Nikolausi und umarmte sie.

„Ik ... ik ... hab meine Tatze puttgemacht!“, jammerte sie.

„Aber wie ist denn das passiert?“, fragte Nikolausi und blinzelte mit den Augen.

„Ich hab se falle lasse, un de Wanz is abbebroche un dann wieda falle lasse un dä Ohr is abbebroche! Unnu isse völich putt!“

Nikolausi musste lachen.

„Mach dir nichts draus“, tröstete er sie. *„Was hältst du davon, stattdessen diese wunderschöne Puppe zu bekommen?“* Maira starrte voller Verwunderung auf die seidenumhüllte Puppe und im Nu trockneten alle Tränen.

„Oh, Tlausi!“, rief sie und klatschte voller Begeisterung mit ihren kleinen Händchen.

„Dann begomm ich die wunnebare Edeldam?“

„Willst du sie denn?“, fragte er.

„Iklieb se, ich lieb se!“, sagte sie. *„Se is viel döhner als de Tatze!“*

„Dann darfst du sie haben. Aber du musst sehr gut darauf Acht geben, damit sie nicht zerbricht. Sie ist viel empfindlicher als eine Holzkatze, also nicht fallen lassen!“

Maira nahm ganz vorsichtig die Puppe und Nikolausi sah, dass eine unbeschreibliche Freude das Mädchen erfüllte.

Ihr Gesicht war ein einziges strahlendes Lächeln, als sie sich auf den Rückweg machte.

Kapitel 6

Die Bösartigkeit der Abschoi

Ich muss euch jetzt etwas über die Abschoi erzählen. Das sind furchterregende Geschöpfe, die unserem guten Nikolausi viel Kummer und Sorgen bereiteten und denen es beinahe gelungen wäre, den Kindern unserer Welt den besten Freund zu rauben.

Es bereitet mir kein Vergnügen, die Abschoi zu erwähnen, aber sie sind Teil dieser Geschichte, und deshalb kann ich sie nicht einfach übergehen. Bei ihnen handelte es sich um Kreaturen, die weder zu der Welt der Sterblichen noch zu jener der Unsterblichen gehörten, sie standen irgendwie dazwischen. Für die Normalsterblichen waren die Abschoi unsichtbar, nicht so jedoch für die Unsterblichen. Sie beherrschten die Kunst, flink von einem Ort der Welt zum nächsten durch die Luft zu fliegen, vor allem aber hatten sie die Macht, den Willen der Menschen mit ihren bösen Absichten zu beeinflussen und zu unterjochen.

Sie wurden riesig groß, hatten ein grobschlächtiges, finster dreinblickendes Antlitz, das offen ihren ganzen Hass auf die Welt und die Menschheit widerspiegelte. Ihr Gewissen in Bezug auf das, was sie anrichteten, war völlig unterentwickelt. Im Gegenteil, das Einzige, das ihnen sogar Freude bereitete, waren böse Taten.

Zu Nikolausis Zeiten lebten sie in einer abgelegenen, felsigen Bergregion, die sie regelmäßig verließen, um ihre finsternen Vorhaben zu verwirklichen.

Derjenige unter ihnen, der sich die schlimmsten Bosheiten ausdenken konnte, wurde von ihnen zum König der Abschoi gewählt und alle anderen mussten seinen Befehlen gehorchen.

Manche dieser Kreaturen wurden über hundert Jahre alt, aber meistens bekämpften sie sich mit solcher Grausamkeit auch untereinander, dass die Meisten von ihnen vor der Zeit in schreckenerregenden Schlachten getötet wurden. Und wenn sie starben, dann war es auch ein für allemal aus mit ihnen.

Die Sterblichen waren viel zu schwach, um ihnen Paroli zu bieten, und auch die Unsterblichen graute es, sobald die Rede auf die Abschoi kam; sie gingen ihnen nach Möglichkeit aus dem Weg. So wuchsen die Sippen der Abschoi über viele Jahre ohne jedes Hindernis zu beachtlicher Stärke heran, und konnten in dieser Zeit eine ungeheure Menge böser Energie in ihren Reihen anhäufen.

Ich kann euch insofern beruhigen, als diese abscheulichen Wesen schon seit Langem vom Antlitz unserer Erde verschwunden sind, aber seinerzeit, als Nikolausi seine ersten Spielsachen machte, waren sie ein zahlenmäßig großes Volk mit nahezu unbegrenzter Macht.

Zu den großen Vorlieben der Abschoi gehörte es, zornige und böse Gefühle in die Herzen kleiner Menschenkinder zu pflanzen, sodass die Kinder auf einmal erbarmungslos miteinander stritten und kämpften. Sie ermunterten die Jungen dazu, unreifes Obst zu stehlen und große Mengen davon heimlich zu essen, und freuten sich dann darüber, wenn sich die Knaben danach mit schlimmen Magenkrämpfen auf dem Boden wanden. Gleichermaßen brachten sie kleine Mädchen dazu, ihren Eltern bei allem und jedem zu widersprechen, und empfanden dann großes Vergnügen dabei, wenn sie sahen, wie diese aufsässigen Kinder bestraft wurden.

Ich weiß nicht, weshalb Kinder heutzutage ungezogen und widerborstig sind, damals jedoch geschah das so gut wie immer, weil sie unter dem verhängnisvollen Einfluss der Abschoi standen.

Als Nikolausi damit begann, die Kinderherzen mit Glück zu erfüllen, indem er ihnen Spielzeug machte und schenkte, verhinderte er damit automatisch und unwissentlich, dass sie in die Fänge der Abschoi gerieten. Denn Kinder, denen Gutes getan wird, haben keinen Grund sich dem Bösen zu unterwerfen, mit dem die Abschoi versuchten, ihre Seelen zu vergiften.

Eines Tages wählte dieses verfluchte Volk einen neuen Herrscher. Sie bestimmten einen Abschoi zu ihrem Oberhaupt, der ihnen versprach, Nikolausi zu vernichten und damit auch seinen in ihren Augen verheerenden Einfluss auf die Menschenkinder ein für alle mal auszuschalten.

„Es gibt, wie ihr alle wisst, immer weniger garstige Kinder auf der Welt, seit dieser Nikolausi in das Tal des Lachens gezogen ist und er damit begann, Spielzeug herzustellen“, sagte der neue König, als er auf einen erhöht stehenden Felsen sprang und die finsternen Gesichter seiner um ihn herum versammelten Leute betrachtete.

„Warum hat Frieda Fröhlich in diesem Monat noch nicht ein einziges Mal mit dem Fuß aufgestampft und warum hat Maira ihrem kleinen Bruder in letzter Zeit kein einziges Mal mehr ins Gesicht geschlagen oder sein Spielzeugtier in der Regentonne ertränkt?“

Erst gestern Abend ließ sich Wikam ohne Murren baden und hat dabei nicht einmal geplärrt oder geschrien. Warum? Weil seine Mutter ihm versprochen hat, dass er danach seine Holzkatze mit ins Bett nehmen darf!

Derartige Zustände sind jedem Abschoi ein einziges Grauen und im Grunde mag sich ein jeder von uns so etwas noch nicht einmal vorstellen. Der einzige Weg, aus den Kindern erneut widerspenstige, böartige und kratzbürstige, kleine Ungeheuer zu machen, besteht darin, ihnen diesen Nikolausi wegzunehmen.“

„Bravo! Gut gesprochen!“, schrien die Abschoi wie aus einem Maul und applaudierten zur Rede ihres Königs.

„Aber was sollen wir mit ihm machen?“, fragte eine der Kreaturen.

„Da habe ich mir schon etwas überlegt“, sagte der verschlagene König und - wie sein Plan aussah, das werdet ihr schon bald erfahren.

In dieser Nacht ging Nikolausi mit einem sehr guten Gefühl zu Bett, denn er hatte in den letzten Stunden sage und schreibe vier Spielsachen fertiggestellt, von denen er ziemlich sicher wusste, dass sie vier kleinen Kindern viel Freude bereiten würden.

Doch während er schlief, drang eine Bande von Abschoi bei ihm ein, fesselte den Schlafenden mit dicken Seilen und flog dann in großer Höhe mit ihm durch die eiskalte Nacht, weit fort bis zur Mitte des Finsterwaldes im Lande Ethop, wo sie ihn einfach fallen und liegen ließen.

Als endlich ein wenig Sonnenlicht durch die dichten Zweige des Finsterwaldes drang, sah Nikolausi, dass er Tausende von Meilen von jeglicher menschlichen Behausung entfernt und ein Gefangener eines undurchdringlichen Waldes in einem ihm völlig unbekanntem Land war.

Von einem dicken Ast direkt über seinem Kopf ringelte sich eine ungeheuer große Python, eine jener furchterregenden Reptilien, deren Kraft ausreicht, die Knochen eines ausgewachsenen Mannes zu zermalmen. Kaum weiter von ihm entfernt, sah er die schattengleiche Gestalt eines gewaltigen Panthers entlangschleichen, dessen rotglühende Augen starr auf den wehrlosen Nikolausi gerichtet waren.

Und direkt über seine Brust hing an einem Faden eine jener faustgroßen Giftspinnen, deren Bisse ihre Opfer augenblicklich töten. Allein ihr giftiger Hauch bewirkt, dass sich die Blätter schwarz verfärbten, über die sie entlang huschte.

Doch Nikolausi war in Börsie aufgewachsen und empfand deshalb keine Angst.

„Kommt zu mir, ihr Aischen dieses Waldes!“, rief er laut und ließ zudem einen besonderen Pfiff ertönen, der auch den Aischen in diesem verlassenem Winkel der Welt geläufig sein sollte.

Der Panther, der schon zum Sprung angesetzt hatte, um seine Reißzähne in das wehrlose Opfer zu schlagen, hielt inne, wandte sich ab und trollte sich. Die Spinne zog sich an ihrem Faden wieder hoch, ohne Nikolausi zu berühren. Und die Python setzte ihren Weg über die Äste und Zweige der Bäume fort und war nach wenigen Augenblicken im dichten Gewirr der Blätter verschwunden.

Nikolausi hatte allerdings keine Zeit, um auf den Rückzug der Tiere zu achten, denn er fand sich plötzlich umringt von einer Gruppe wild aussehender Aischen, die ihm unförmiger und grobschlächtiger erschienen als alle, die er jemals gesehen hatte.

„Wer bist du, dass du uns rufst?“, grollte einer von ihnen mit heiser, rumpelnder Stimme.

„Ein Freund eurer Brüder aus dem Zauberwald Börsie“, antwortete Nikolausi. *„Feinde von mir, die Abschoi, haben mich hierher verschleppt. Es ist ihre Absicht, dass ich hier elendiglich ums Leben komme. Deshalb bitte ich euch, mich von meinen Fesseln zu befreien, und mir den Weg nach Hause zu zeigen.“*

„Hast du das Zeichen?“, fragte ein anderer Aisch.

„Ja“, sagte Nikolausi.

Sie lösten einen der Stricke, und mit der freien Hand gelang es Nikolausi, das geheime Zeichen zu machen.

Sofort befreiten sie ihn auch von den übrigen Fesseln und stellten ihn auf seine Füße. Sie brachten ihm Essen und Trinken, damit er sich stärken konnte.

„Unsere Brüder in Börsie haben eigenartige Freunde“, murmelte der Aisch, der zuerst mit ihm gesprochen hatte, durch seinen langen weißen Bart. „Aber wer unser geheimes Zeichen kennt und den nicht minder geheimen Pfiff, dem helfen wir, ungeachtet dessen, wer er auch immer sein mag. Schließe deine Augen Fremder und wir werden dich nach Hause geleiten. Wo ist es?“

„Es ist das Tal des Lachens“, erwiderte Nikolausi und schloss wie befohlen seine Augen.

„Auf der ganzen Welt gibt es nur ein einziges Tal dieses Namens, wir können es also nicht verfehlen“, sagte der Aisch.

Noch während er sprach, veränderte sich seine Stimme und verwehte schließlich im Wind, und als Nikolausi seine Augen wieder öffnete, um herauszufinden, wodurch diese Veränderung bewirkt worden war, fand er sich zu seinem Erstaunen auf der Bank wieder, die vor seiner Hütte stand und vor seinen Augen erstreckte sich das Tal des Lachens. Noch am gleichen Tag besuchte er die Nymphen im Zauberwald und berichtete Turlina und Nezilia von seinem Abenteuer.

„Die Abschoi sind zu deinen Feinden geworden“, sagte die liebliche Nymphenkönigin voller Sorge, „das bedeutet, dass wir alles unternehmen müssen, um dich vor ihren bösen Kräften zu beschützen.“

„Es war zutiefst feige, ihn im Schlaf zu fesseln“, fügte Nezilia erzürnt hinzu.

„Die Gemeinen sind immer feige“, erwiderte Tsurlina. „Aber der Schlummer unseres Freundes soll nicht noch einmal gestört werden.“

An diesem Abend kam die Königin höchstpersönlich zu Nikolausi in die Hütte und erteilte ihren machtvollen Segen und lenkte ihn auch auf Fenster und Tür, um die Abschoi ein für allemal davon abzuhalten, das Haus zu betreten. Und nachdem Tsurlina ihren Segen gegeben hatte, erhielt das Heim auch noch den Segen der Feen, den Segen der Minorkos und den Segen der Aischen, auf dass der Schutz so stark wie nur irgend möglich sei.

Damit begann für Nikolausi wieder sein gewohntes Leben. Er fertigte Spielzeug für die Kleinen, brachte es ihnen und erfreute sie damit.

Ihr könnt euch vorstellen, wie verärgert der König der Abschoi und seine Gefolgsleute waren, als er davon hörte, dass es Nikolausi gelungen war, aus dem Dickicht des Finsterwaldes von Ethop zu entkommen.

Sie tobten allesamt vor Wut und Zorn und ihre Rage dauerte eine ganze Woche lang und dann trafen sie sich wieder zwischen den Felsen.

„Es ist sinnlos, ihn zu einem Ort zu entführen, an dem Aischen existieren“, sagte der König, „da er über ihren Schutz verfügt. Wir wollen ihn deshalb in eine Höhle inmitten unserer Berge verschleppen. Dort gibt es keine Aischen und er wird jammervoll zugrunde gehen.“

Dem stimmten alle zu. Und so machte sich die grauenvolle Bande in dieser Nacht erneut auf den Weg, um Nikolausi zu entführen. Doch als sie sahen, dass sein Haus durch eine Reihe machtvoller Zauberformeln der Unsterblichen geschützt wurde, blieb ihnen nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge und kochend vor Wut wieder abzuziehen.

„Keine Sorge“, sagte der König, „er wird ja nicht immer schlafen!“

Am nächsten Tag wanderte Nikolausi zu einem Dorf, das in der Ebene lag, die sich an das Tal des Lachens anschloss, wo er einem kleinen, seit Geburt gelähmten Jungen ein Spielzeugeichhörnchen bringen wollte. Plötzlich fand er sich von einer wilden Schar Abschoi umzingelt, die ihn überwältigten und mit in ihre Berge nahmen.

Dort warfen sie ihn in eine steil abwärts führende Höhle und rollten riesige Felsbrocken vor den Eingang, um ihm so jede Möglichkeit zur Flucht zu nehmen.

Nikolausi drohten die Sinne zu schwinden. Es fiel kein Licht in die Höhle, es gab keine Nahrung und kaum Luft zum Atmen, sodass sich unser Nikolausi in einer schier aussichtslosen Lage befand.

Doch da fielen ihm die mystischen Worte wieder ein, die er einst im Zauberwald gelernt hatte und er rief damit die Feen herbei, die ihm schon immer hilfreich zur Seite gestanden hatten. Kaum spürte er ihre Anwesenheit, da hatten sie ihn auch schon innerhalb eines Augenzwinkerns gerettet und zurück ins Tal des Lachens gebracht.

Als die Abschoi schließlich auch dies entdeckten und sie einsehen mussten, dass es ihnen unmöglich war, jemanden zu vernichten, der die Freundschaft der Unsterblichen genoss, sannnen sie sofort über andere Mittel und Wege nach, mit denen es ihnen gelingen könnte, Nikolausi von seinem Tun abzuhalten, den Kindern Freude und Glück zu schenken. Sie wollten mit allen Mitteln erreichen, dass die Kleinen wieder den bösen Gesellen hörig wurden.

Wann immer sich Nikolausi auf den Weg machte, um sein Spielzeug zu den Kindern zu bringen, lauerten ihm einige Abschoi auf, die jede seiner Bewegungen sorgfältig überwachten, und stahlen ihm die Puppen und Holztiere.

Nikolausi war darüber nicht weniger entsetzt und traurig als die Kinder, die vergeblich auf seine Gaben warteten. Noch immer schuf er unermüdlich viele Spielsachen für seine kleinen Freunde, und immer wieder machte er sich auf den Weg, um sie zu ihren Empfängern in den Höfen, Dörfern und Städten zu bringen. Doch jedes Mal gelang es den Abschoi, ihn auszurauben, sobald er das Tal verlassen hatte.

Diese üblen Burschen warfen alle erbeuteten Dinge in ein tiefes Loch in den Bergen, wo sich eine große Menge an Spielsachen ansammelte, bevor Nikolausi seine Bemühungen schließlich einstellte und entnervt darauf verzichtete, sein Tal zu verlassen. Daraufhin wollten die Kinder zu seiner Hütte wandern. Sie hatten bemerkt, dass er nicht mehr zu ihnen kam.

Doch die üblen Abschoi flogen mit schaurigen Geräuschen um sie herum und brachten sie solcherart vom Weg ab, verwirrten ihre Sinne, ließen sie straucheln und stolpern, sodass keiner seiner kleinen Freunde mehr den Pfad in das Tal des Lachens fand.

Damit begannen für Nikolausi einsame Tage. Denn schon bald vermisste er die Freude und das Glück, das er den Kindern in der Vergangenheit bringen konnte, schmerzlich. Aufrechten Gemütes und voller Zuversicht, wie er war, konnte er nur zu hoffen, dass die Zeit kommen würde, da die Abschoi ihr verderbliches, ihn und die Kleinen gleichermaßen verletzendes schändliches Tun aufgeben würden.

Und so widmete er seine ganze Zeit unermüdlich der Herstellung zahlloser Spielsachen. Sobald eines fertig war, räumte er es in ein großes Regal, das er extra für diesen Zweck gebaut hatte. Als in dem Regal kein Fleckchen Platz mehr war, um noch ein einziges, winziges Figürchen aufzunehmen, zimmerte er das Nächste, das er ebenso bis auf den letzten Winkel füllte.

Mit den Tagen, Wochen und Monaten wuchs die Anzahl der Regale und damit auch die Anzahl der wunderschönsten Dinge, die er von früh bis spät herstellte. Da gab es kleine Holzpferdchen, Hunde, Katzen, Elefanten, Lämmchen, Kaninchen und Rentiere ebenso wie große und kleine Puppen aller Art, Bälle, Kreisel und Murmeln, die in den schönsten Farben schillerten.

Oftmals, wenn er seinen Blick über diese unermesslichen Kinderschätze gleiten ließ, wurde dem guten Nikolausi das Herz ganz schwer, so sehr vermisste er es, diese Schätze unter den Kindern zu verteilen.

Und irgendwann konnte er diesen Zustand nicht länger ertragen und er machte sich auf den Weg zum großen Ätz, dem er die ganze Geschichte erzählte. Er berichtete ihm ausführlich von dem bösen Fluch, den die Abschoi über ihn gebracht hatten und den Bann, mit dem sie ihn quälten, und er bat den Gebieter der Wälder, ihm bei dieser Angelegenheit zu helfen.

Kapitel 7

Der große Kampf zwischen Gut und Böse

Ärz hörte sich Nikolaus Bericht sorgfältig an. Dabei strichen seine Finger durch den langen grauen Bart, eine bedächtige Geste, die deutlich zeigte, dass ihn das, was Nikolaus schilderte, sehr nachdenklich stimmte. Er nickte zustimmend, als Nikolaus erzählte, wie die Aischen und die Feen ihm das Leben retteten, und schüttelte seinen Kopf voller Abscheu, als er erfuhr, dass die Abschoi große Mengen an Spielzeug geplündert hatten. Schließlich sagte er:

„Vom ersten Moment an habe ich deine Arbeit, die du für die Kinder der Menschen leistest, ausdrücklich gutgeheißen. Deshalb schmerzt es mich zu hören, dass deine löblichen Taten von den Abschoi auf so abscheuliche Weise hintertrieben werden. Uns Unsterbliche verbindet nichts mit den hinterhältigen Kreaturen, unter deren Angriffen du so sehr zu leiden hast. Wir sind ihnen immer aus dem Weg gegangen und sie haben es im Gegenzug verstanden, nicht unsere Kreise zu stören. Jetzt aber haben sie sich mit einem unserer Freunde angelegt und ich werde sie persönlich auffordern, ihre Attacken gegen dich einzustellen, da du unter unserem besonderen Schutz stehst.“

Voller Ehrfurcht dankte Nikolaus dem großen Gebieter der Wälder und kehrte in sein Tal zurück, während Ärz, der noch nie eines seiner Versprechen auf die lange Bank geschoben hatte, umgehend in das schroffe Gebirge reiste, in dem die Abschoi hausten.

Als er auf einer Felsspitze landete, befahl er den König und sein Volk zu sich.

Wenig später wimmelte der Ort vor lauter Abschoi und ihr König, der auf einen Felsbrocken kletterte, fragte mit wütender Stimme:

„Wer wagt es, uns zu stören?“

„Ich, der Gebieter der Wälder“, erwiderte Ärz.

„Hier gibt es weder Baum noch Strauch, geschweige denn einen Wald, den du für dich in Anspruch nehmen könntest“, schrie der König zornig. „Wir schulden weder dir noch irgendeinem anderen Unsterblichen auch nur ein Fitzelchen Gehorsam!“

„Das ist wohl wahr“, erwiderte Ärz mit ruhiger Stimme. „Aber ihr stört nun seit geraumer Zeit die Arbeit eines unserer Freunde. Er heißt Nikolausi, lebt im Tal des Lachens und steht unter meinem persönlichen Schutz.“

Viele der Abschoi begannen drohend zu murren, als sie dies hörten und auch ihr König wandte sich mit vorwurfsvoller Geste an den Gebieter der Wälder.

„Deine Aufgabe besteht darin, über die Wälder zu herrschen, doch die weiten Savannen, Wiesen und Täler gehören uns!“, rief er grollend. „Verzieh dich wieder zu deinen Bäumen! Es muss dich nicht kümmern, wie wir diesen Nikolausi behandeln.“

„Ihr dürft meinem Freund kein Haar krümmen!“, antwortete Ärz bestimmt.

„So, so! Dürfen wir nicht?“, fragte der König und ließ ein bösesartiges Lachen ertönen. „Du wirst schon sehen, was wir können. Unsere Macht ist größer, viel größer, als die der Menschen und wir werden von Tag zu Tag stärker. Schon jetzt sind wir fast genauso mächtig wie ihr Unsterbliche.“

„Einbildung und Dünkel verdüstern deine Wahrnehmung!“, sagte Ärz geradeheraus. „Ihr seid eine vorübergehende Laune der Natur, ihr wechselt vom Leben in die Bedeutungslosigkeit des Nichts.“

Wir, die wir unsterblich sind, empfinden Mitleid mit euch. Auf der Erde verachtet euch jeder und im Himmel gibt es für Euresgleichen keinen Platz! Selbst die Sterblichen wechseln nach ihrem irdischen Leben in ein anderes, ein ewiges Sein hinüber. Damit sind selbst die, auf die ihr mit Hochmut herabblickt, euch überlegen. Wie kommt es also, dass ihr, die ihr weder Sterbliche noch Unsterbliche seid, euch so hartnäckig meinem Wunsch widersetzt?“

Das war zu viel für die Abschoi. Sie drängten nach vorne und schüttelten drohend ihre Fäuste. Doch ihr König befahl ihnen, ruhig zu bleiben, obwohl auch ihm die Beherrschung schwerfiel.

„Noch nie“, rief er, während seine Stimme vor Aufregung und Wut zitterte, „hat ein Unsterblicher es gewagt, dem Volk der Abschoi Vorschriften zu machen. Und niemals wieder von jetzt an bis in alle Ewigkeit soll es ein Unsterblicher wagen, unsere Kreise zu stören! Darüber hinaus schreien deine unverschämten Worte danach, bestraft zu werden!“

Die Strafe wird darin bestehen, dass wir deinen Freund Nikolausi innerhalb der nächsten drei Tage töten werden. Und weder du noch andere Unsterbliche, können ihn jetzt noch vor der Vollstreckung dieses Urteils bewahren. Wir widerstehen deiner Macht! Verschwinde, Waldmeister! Im Reich der Abschoi gibt es keinen Platz für dich!“

„Das bedeutet Krieg!“, sagte Ärz mit düsterer Miene. „Das ist Krieg!“, erwiderte der König voller Zorn. „In drei Tagen ist dein Freund mausetot!“

Der Gebieter der Wälder verlor kein weiteres Wort und kehrte augenblicklich in den Zauberwald zurück, wo er eine dringliche Versammlung der Unsterblichen einberief und ihnen die Absicht der Abschoi schilderte, Nikolausi in den nächsten drei Tagen umzubringen.

Schweigend lauschten die kleinen Völker seinen Worten.

„Was sollen wir tun?“, fragte Ärz schließlich.

„Diese widerwärtigen Kreaturen bringen nur Übel über die Welt“, sagte der Prinz der Aischen. „Wir müssen sie vom Antlitz der Erde tilgen.“

„Sie widmen ihr Leben ausnahmslos bösen Taten“, sagte der Prinz der Minorkos. „Wir müssen sie vom Antlitz der Erde tilgen.“

„Sie besitzen keinerlei Unrechtsbewusstsein und arbeiten einzig darauf hin, die Sterblichen in ebenso böse Wesen zu verwandeln, wie sie es sind“, sagte die Königin der Feen. „Wir müssen sie vom Antlitz der Erde tilgen.“

„Sie haben sich dem großen Ärz widersetzt und bedrohen das Leben unseres Adoptivsohnes“, sagte die wunderschöne Königin der Nymphen. „Wir müssen sie vom Antlitz der Erde tilgen.“

Der Gebieter der Wälder lächelte, obwohl er in diesem Moment keine Freude empfand.

„Ihr habt recht gesprochen“, sagte er. „Die Abschoi, die wir kennen, sind ein mächtiges Volk und sie werden mit furchtbarer Wut kämpfen. Doch selbst wenn es ihnen gelingen sollte, einige von uns zu überwinden, wird es ihnen unmöglich sein, diejenigen, die sie besiegen, zu töten. Denn wir sind unsterblich. Während umgekehrt jeder einzelne Abschoi, den wir schlagen, die Zahl unserer Feinde für immer mindern wird. Also lasst uns in den Kampf ziehen!“

So begann jener furchtbare Krieg zwischen den Unsterblichen und den Geistern des Bösen, von dem im Zauberwald bis auf den heutigen Tag viele Lieder gesungen werden.

Unterdessen sammelte der König der Abschoi seine Gefolgsleute, um seine furchtbare Drohung in die Tat umzusetzen und Nikolausi zu ermorden. Sie hassten ihn jetzt bereits aus zwei Gründen: zum einen, weil er den Kindern Freude brachte und zum anderen, weil er ein Freund des Meisters der Wälder war.

Doch seit Ärz bei ihnen aufgetaucht war, besaßen sie einen guten Grund, die vereinte Kraft der Unsterblichen zu fürchten, und bereiteten sich deshalb gut auf die Auseinandersetzung mit ihnen vor. Der König sandte flinke Boten in alle Teile der Welt, um von überall her die Kreaturen des Bösen zusammenzurufen, damit sie ihm in seinem Kampf zur Seite standen.

Und zu Beginn des dritten Tages nach der Kriegserklärung hatte der König der Abschoi eine riesige Streitmacht aufgestellt.

Da waren allein dreihundert schwarze asiatische Drachen, deren feuriger Atem alles vernichtete, was er berührte. Sie waren voller Hass gegenüber den Menschen und allen guten Geistern.

Und da waren die dreiäugigen Riesen der Tataren, lebende Kampfmaschinen, die nichts lieber taten, als ihre Gegner in Stücke zu hauen.

Dann kamen direkt aus Patalonien die dunklen Dämonen, deren große, weit gespreizte Flügel ihnen das Aussehen gigantischer Fledermäuse verlieh. Sie waren deshalb so unheimlich gefährlich, da sie sich hinter den Wolken verbargen und aus der Luft angriffen.

Ihre Bodentruppen bildeten wiederum die Gussl-Goblins, deren krallenbewehrte Klauen so scharf und lang wie Schwerter waren und mit denen sie das Fleisch ihrer Feinde in dünne Scheiben schnitten.

Und nicht zuletzt hatte sich jeder einzelne Bergabschoi der Welt eingefunden, um an den Kämpfen gegen die Unsterblichen teilzunehmen.

Der König blickte über die schier endlose Schar seines Heeres, und spürte einen unbändigen Stolz auf seine gewaltige Streitmacht.

Damit, davon er überzeugt, müsste es gelingen, die feindlichen Truppen vernichtend zu schlagen. Vor allem auch deshalb, weil man noch nie von Unsterblichen vernommen hatte, dass sie für oder gegen etwas kämpften. Ihnen fehlte für solch eine grausame Arbeit jede Erfahrung.

Allerdings blieb auch der Gebieter der Wälder nicht untätig. Es stimmte zwar, dass seine Leute gar nicht wussten, wie man kämpfte, doch nun angesichts der drohenden Gefahr bereiteten sie sich fieberhaft auf das große Gefecht vor.

Ärz hatte sie alle im Tal des Lachens versammelt, wo Nikolausi völlig nichts ahnend von dem Unheil, das sich über ihm zusammenbraute, in seiner Hütte saß und ein Spielzeug nach dem anderen herstellte.

Schon bald war das gesamte Tal von Hügel zu Hügel übersät mit kleinen Unsterblichen.

Vor ihnen stand der Gebieter der Wälder und hielt eine im Sonnenlicht wie poliertes Silber glänzende Streitaxt in der Hand.

Die große Schar der Minorkos hatte sich mit spitzen, scharfen Dornen von Brombeersträuchern bewaffnet. Daneben hatten die Aischen Aufstellung genommen. Sie trugen ihre üblichen Speere, die sie auch dann und wann bei ihrer Arbeit einsetzten, um Wildtiere in ihre Schranken zu weisen.

Die Feen hatten sich weiße Gazegewänder mit regenbogenfarbenen Flügeln übergezogen und waren mit goldenen Stäben ausgerüstet, während die Baumnympfen so gekleidet waren wie immer und in die Gürtel ihrer eichenblattgrünen Umhänge Weidenruten gesteckt hatten.

Als der König der Abschoi die kleinen Leute und ihre zierlichen Waffen erblickte, brach er in schallendes Gelächter aus. Er bemerkte zwar, dass die Streitaxt des Meisters der Wälder eine ernstzunehmende Gefahrenquelle darstellte, doch die niedlichen Nymphen, die zierlichen Feen, die winzigen Minorkos und die verschoben wirkenden Aischen kamen ihm dagegen so harmlos vor, dass es ihn schon beinahe beschämte, dieser Gegner wegen eine so gewaltige, furchterregende Armee aufgestellt zu haben.

„Bevor sich diese kleinen Trottel überhaupt dazu durchgerungen haben zu kämpfen“, sagte er zum Anführer der tatarischen Riesen, „werde ich sie schon mit unseren teuflischen Kräften überrannt haben!“

Um den Kampf zu beginnen, wog er einen großen, schweren Stein in seiner Hand, und schleuderte ihn mit voller Wucht gegen den Gebieter der Wälder. Doch der bewegte seine Axt nur ein kleines Stück, und das Wurfgeschoss prallte davon ab. Im selben Augenblick stürzten sich die dreiäugigen Riesen auf die Aischen und die Goblins fielen über die Minorkos her, während die Feuer speienden Drachen die Feen angriffen. Da die Nymphen zu Ärz' eigenem Gefolge zählten, waren sie das unmittelbare Ziel der Abschoi selbst, die davon überzeugt waren, die kleinen Wesen schon mit ihrer ersten Attacke zu besiegen.

Es ist ein ehernes Gesetz, dass das Böse, wenn sich ihm nichts entgegenstellt, viele grausame Dinge vollbringen kann, doch die Kräfte des Guten dagegen können niemals überwunden werden, sobald sie sich ihrerseits gegen das Böse wenden. Diese Lektion sollte der König der Abschoi lernen!

Es waren seine Selbstüberschätzung und sein Hochmut, die ihn seine Existenz kosteten. Es bedurfte nämlich nur eines einzigen Schlages mit der Streitaxt des Gebieters der Wälder, um den verruchten König in zwei Teile zu spalten und das Antlitz der Erde ein für allemal von einer der schauerlichsten Gestalten zu befreien, die sie je beherbergt hatte.

Ein ähnliches Schicksal ereilte die tatarischen Riesen, als die Speere der Aischen ihre lederdicken Hautschichten durchbohrten und in ihre stählernen Muskelfasern drangen. Sie sanken zu Boden und stießen dabei ein lautes, verzweifeltes Heulen aus.

Entsetzen packte die mit scharfen Krallen bewaffneten Goblins, denn die Minorkos stießen ihre winzigen Stacheln in ihre Adern, wo sie vom wild pochenden Blut direkt bis zu den grausamen Herzen gepumpt wurden und diese aufschlitzten. Und schon bald war das Gras des Tales blutbesudelt. Später, lange nach der Schlacht, wuchs aus jedem dieser Tropfen eine silberne Distel.

Der Angriff der Drachen erstarnte abrupt vor den Zauberstäben der Feen. Eine geheimnisvolle Kraft errichtete einen unsichtbaren Schutzwall rings um die zarten Wesen. Sie verhinderte nicht nur, dass die feurigen Atemstöße der Drachen sie versengen konnten, sondern kehrten deren Energie im gleichen Augenblick um, sodass die Urheber selbst zum Opfer ihrer tödlichen Flammen wurden.

Und auch den Abschoi blieb kaum genug Zeit, um überhaupt mitzubekommen, wie sie geschlagen wurden, da die Weidenruten der Baumnympfen über einen geheimen Zauber verfügten, der sie bei der kleinsten Berührung in Lehmklumpen verwandelte.

Ärz stützte sich auf seine silbern schimmernde Streitaxt und ließ seinen Blick über das Schlachtfeld schweifen.

In der Ferne sah er einige Riesen, die voller Panik über die Hügel rannten, um in ihre Heimat zurückzuffliegen. Von den Goblins war keiner übrig geblieben, der noch hätte entkommen können, ebenso wie die schrecklichen Drachen oder die verruchten Abschoi, an die nur noch zahllose Erdklumpen erinnerte, mit denen das Tal übersät war. Nur von den dunklen Dämonen entkamen die meisten, da sie verborgen hinter den Wolken erst später in die Schlacht eingreifen sollten und schleunigst das Weite suchten, als sie sahen, wie rasch sich die Kraft des Bösen in Nichts auflöste.

Die Unsterblichen verließen das Schlachtfeld wie Tau im Morgenlicht, um zu ihren eigentlichen Aufgaben im Zauberwald zurückzukehren. Ärz ging währenddessen gemessenen Schrittes zur Hütte seines Schützlings und trat ein.

„Du hast jede Menge Spielsachen fertig“, sagte er zu Nikolausi, nachdem er sich umgesehen hatte. *„Es ist höchste Zeit diese vielen Geschenke zu den Kindern zu bringen.“*

„Aber die Abschoi werden versuchen, mich daran zu hindern“, erwiderte Nikolausi. *„Die Abschoi“,* antwortete Ärz, *„werden sich dir nie mehr in den Weg stellen!“*

Ich bin froh, dass ich nun nicht mehr über diese unseligen Geister und den Kampf mit ihnen reden muss.

Aber ich hatte keine andere Wahl, als von den Abschoi, ihren schaurigen Verbündeten und dem furchtbaren Kampf gegen die Unsterblichen zu berichten, da sie Teil dieser Geschichte waren.

Kapitel 8

Die erste Fahrt mit den Rentieren

Das waren glückliche Tage für Nikolausi, als er endlich die beim ihm angesammelten Spielsachen unter den Kindern verteilen konnte. Wie lange hatten er und sie darauf warten müssen! Während seiner Gefangenschaft im Tal des Lachens war er enorm fleißig gewesen, sodass alle seine Vorratsregale bis auf das letzte Eckchen gefüllt waren.

Nachdem er die Kinder in der umliegenden Gegend beschert hatte, waren noch so viele Geschenke übrig, dass ihm wohl nichts anders übrig blieb, als sich auf die Reise zu machen, wenn er auch diese Spielsachen noch verteilen wollte. Das bedeutete, dass er länger von seinem Zuhause weg sein würde als bisher.

Er erinnerte sich jener Tage, als er mit Ärz kreuz und quer um die ganze Welt geflogen war und wusste, dass es überall Kinder gab, und es war ihm ein Bedürfnis so vielen von ihnen wie möglich mit seinen Geschenken eine Freude zu machen.

So packte er einen dicken, großen Sack prall gefüllt mit Spielzeug, warf ihn sich über die Schulter und begann mit seiner ersten Reise, die ihn in die entlegensten Regionen führen sollte.

Wo immer er sich blicken ließ, egal ob in einem kleinen Weiler, in großen Bauernhöfen oder in Stadthäusern, überall wurde er freudig begrüßt und herzlich willkommen geheißen, da sich sein guter Ruf mittlerweile weit über die Ländergrenzen hinweg ausgebreitet hatte.

Deshalb wurde er, wo er auch hinkam, von den Kindern umringt, die ihn schon mit freudiger Aufregung erwarteten.

Die Mütter dankten ihm von ganzem Herzen für die glücklichen Momente, die er ihren Kindern bereitete, während ihm die erwachsenen Männer neugierig hinterherschauten und sich fragten, wie man sein Leben und seine Zeit der Herstellung von Spielzeug widmen könne. Aber jeder auf seinem Weg lächelte ihn an und sagte freundliche Worte, sodass sich Nikolausi für die Mühen reich entschädigt sah.

Als der Sack leer geworden war, ging er zurück ins Tal des Lachens und füllte ihn mit der nächsten Ladung. Dann folgte er einem anderen Weg und kam erneut in ein Land, in dem er bisher noch nicht gewesen war, und brachte auch hier zahllosen Kindern viel Freude. Es waren Kinder, die zuvor in ihrem Leben noch nie ein einziges Spielzeug besessen hatten und sich gar nicht vorstellen konnten, dass so etwas Wundervolles überhaupt existierte.

Nach einer dritten Reise, die Nikolausi in eine so entlegene Gegend führte, dass er für die Strecke viele Tage unterwegs gewesen war, war der Vorrat erschöpft und ohne weitere Pause machte er sich sofort wieder ans Werk, um neue Spielsachen herzustellen.

Dabei kam ihm zugute, dass er auf seinen Reisen so vielen Kindern begegnet war und von ihren Wünschen und Vorlieben erfahren hatte. Das brachte ihn auf eine Fülle neuer Ideen.

Die Puppen waren, wie er herausfand, das beste Spielzeug für kleine Mädchen und oft, wenn sie noch nicht richtig sprechen konnte, nannten sie sie Bubi oder Puppi.

Nikolausi entschloss sich deshalb, viele unterschiedliche Puppen in allen Größen herzustellen und sie in zarte, schöne, hell leuchtende Stoffe einzukleiden. Die älteren Jungs und auch eine Reihe der Mädchen liebten die Tierfiguren, sodass Nikolausi auch weiterhin ungezählte Katzen, Elefanten und Pferde schnitzte.

Daneben gab es aber auch viele Kinder, die über eine musikalische Ader verfügten, und die sich am sehnlichsten Musikinstrumente wünschten. Also begann Nikolausi, auch kleine Trommeln und Zimbeln anzufertigen, sowie auch Flöten und Tröten. Für die Trommeln machte er für Kinderhände passende Trommelstöcke, die Pfeifen und Flöten drechselte er aus Weidenholz, für die Tröten nahm er Schilfrohr und die Zimbeln formte er aus flach gehämmertem Metall.

All das hielt ihn gewaltig auf Trab, und bevor er sich versah, brach der nächste Winter herein. Es schneite diesmal viel mehr als je zuvor und ihm wurde bewusst, dass es ihm unmöglich sein würde, das Tal mit dem schweren Sack zu verlassen. Hinzu kam, dass ihn seine nächste Reise in noch weiter entfernt liegende Länder führen sollte. Und Freddy Frost war diesmal noch übermütiger als sonst, und zwickte ihn schon auf kurzen Wegen kräftig in die Nase oder die Ohren.

Was würde erst geschehen, wenn er sich auf eine längere Reise begäbe, während der Frostkönig über sein weißes, kaltes Reich regierte? Der Frostkönig war Freddy Frosts Vater und dachte nicht daran, seinen Sohn wegen seiner derben Streiche zu tadeln.

Also blieb Nikolausi wieder in seiner Hütte und werkelte eifrig vor sich hin, doch diesmal war er alles andere als missvergnügt, denn er wusste genau, dass der Frostkönig und sein Sohn spätestens im nächsten Frühjahr wieder abziehen würden. Und so sang und piff er bei der Arbeit wie gewohnt.

Eines schönen kalten Morgens sah er von seinem Fenster aus zwei Rentiere, die sich seiner Hütte auf flinken Hufen näherten.

Das überraschte Nikolausi - nicht so sehr wegen des Besuchs, den ihm die freundlichen Tiere abstatten wollten, sondern weil sie auf der glatten, kalten Oberfläche des Schnees daherliefen, als sei es fester, harter Boden.

Immerhin lag der Schnee im Tal des Lachens mittlerweile bereits über einen Meter hoch. Erst vorgestern war Nikolausi, als er kurz das Haus verließ, bis über die Hüften im Schnee versunken.

Als die beiden Tiere herangekommen waren, öffnete Nikolau-si die Tür seiner Hütte und rief:

*„Einen wunderschönen guten Morgen, Renny.
Sag mal, wieso kannst du so leicht auf dem Schnee laufen?“*

„Er ist hartgefroren“, antwortete Renny.

„Der Frostkönig hat drübergehaucht“, ergänzte Fanny, die sich ebenfalls näherte, *„und die Oberfläche ist jetzt so hart wie Eis.“*

„Dann“, überlegte Nikolausi laut, *„kann ich vielleicht doch meinen Sack über die Schulter werfen und zu den Kindern gehen.“*

„Ist es denn weit?“, fragte Renny.

„Oh ja,“ sagte Nikolausi. *„Es wird einige Tage dauern und der Sack mit den Geschenken ist ziemlich schwer.“*

„Dann könnte der Schnee schmelzen, bevor du zurückkommen kannst“, sagte Fanny. *„Du solltest damit bis zum Frühling warten, Nikolausi.“*

Nikolausi seufzte. *„Hätte ich eure flinken Füße“*, sagte er, *„könnte ich die Reise innerhalb eines Tages schaffen.“*

„Hast du aber nicht“, erwiderte Fanny und blickte mit Stolz auf ihre schlanken Beine.

„Vielleicht könnte ich ja bei einem von euch auf dem Rücken reiten“, nahm Nikolausi nach einer Weile den Faden wieder auf.

„Kommt überhaupt nicht in Frage! Unsere Rücken sind nicht stark genug, um dein Gewicht zu tragen“, sagte Renny mit Nachdruck. „Aber, falls du einen Schlitten hast und Zaumzeug, dann könnten wir dich ganz einfach ziehen und dein Gepäck noch obendrein.“

„Ja!“, rief Nikolausi voller Freude. „Ich mache einen Schlitten! Werdet ihr mich ziehen, wenn ich ein solches Gefährt baue?“

„Sehr gerne“, erwiderte Renny. „Aber wir müssen erst die Aischen, die unsere Beschützer sind, um Erlaubnis bitten. Falls sie zustimmen und du einen Schlitten bauen kannst, werden wir dir helfen.“

„Dann lauft los und fragt sie!“, sagte Nikolausi. „Ich bin sicher, dass die freundlichen Aischen ihr Einverständnis geben werden und bis ihr zurück seid, will ich den Schlitten und passendes Zaumzeug fertig haben.“

Renny und Fanny, sehr intelligente und wissbegierige Rentiere, hatten sich schon lange gewünscht, mehr von der weiten Welt zu sehen, und so rannten sie so schnell sie konnten über den gefrorenen Schnee, um von den Aischen die Erlaubnis zu erbitten, Nikolausi auf seiner Reise behilflich zu sein.

In der Zwischenzeit begann der Spielzeugmacher eiligst damit, aus seinen Holzvorräten einen Schlitten zu zimmern. Er formte zwei lange, vorne in die Höhe gebogene Kufen. Über diesen befestigte er eine Reihe gleichlanger Bretter als Plattform, auf der er sich niederlassen und sein Gepäck verstauen konnte. Das Gefährt war rasch vollendet, aber es war ein Schlitten von allereinfachster Form und schlichtem Aussehen.

Das Zaumzeug war schon schwieriger herzustellen, doch Nikolausi fand auch hier eine zweckmäßige Lösung.

Er flocht und band eine Reihe von Stricken so zusammen, dass sie ein Geschirr ergaben, welches er den Tieren um den Hals legen konnte. Von dort führten eine Reihe weiterer Stricke zur Vorderseite des Schlittens.

Noch bevor Nikolausi mit allem fertig war, kehrten Fanny und Renny schon wieder zurück.

Sie hatten vom Prinzen der Aischen die Erlaubnis erhalten, zusammen mit Nikolausi diese Reise antreten zu dürfen, vorausgesetzt sie würden zur Morgendämmerung des nächsten Tages wieder zurück im Zauberwald sein.

„Viel Zeit ist das nicht“, sagte Renny, „aber wir sind flink und wenn es uns gelingt, am frühen Abend loszufahren, können wir im Schutz der Nacht viele, viele Meilen zurücklegen.“

Nikolausi entschied sich, diese Gelegenheit zu nutzen und so beeilte er sich, mit seinen Vorbereitungen voranzukommen. Nach kurzer Zeit warf er den Tieren das Zaumzeug über und verband es mit dem Schlitten. Auf der Plattform hatte er einen Schemel befestigt, der ihm als Sitz dienen sollte und dann füllte er zu guter Letzt noch einen Sack mit den schönsten Spielsachen.

„Wie wirst du uns lenken und den Weg weisen?“, fragte Fanny. „Wir haben uns bisher noch nie weit vom Zauberwald entfernt, nur bis zu deinem Haus und deshalb wissen wir den Weg nicht.“

Darüber musste Nikolausi erst nachdenken. Dann holte er zwei weitere Stricke, deren Enden er an den Geweihen der Rentiere befestigte, jeweils auf der rechten und auf der linken Seite.

„Das sind meine Zügel“, sagte Nikolausi, „und wenn ich sie nach rechts oder nach links ziehe, so wisst ihr, in welche Richtung ihr laufen müsst.“

Wenn ich weder in die eine oder die andere Richtung ziehe, dann rennt einfach geradeaus.“

„Prima“, antworteten Fanny und Renny und fragten schließlich: „Bist du so weit?“

Nikolausi stieg auf den Schlitten, setzte sich, verstaute den Sack mit den Geschenken zwischen seinen Füßen und blickte auf sein Gespann.

„Fertig!“, rief er. „Los geht's!“

Die Rentiere stemmten sich nach vorne, hoben ihre zierlichen Beine und im nächsten Augenblick flog der Schlitten bereits über den gefrorenen Schnee.

Die Leichtigkeit und Sanftheit der Bewegung versetzte Nikolausi in Erstaunen, vor allem aber die Geschwindigkeit, denn nach einigen schnellen Sätzen glitt der Schlitten bereits aus dem Tal und schoss über die weite Ebene, die sich dahinter ausbreitete.

Als sie losfuhren, dämmerte es bereits, denn - obwohl sich Nikolausi sehr gesputet hatte, hatten die gesamten Vorbereitungen doch viel Zeit beansprucht.

Aber der Mond schien in voller Größe und Pracht an einem wolkenlosen Nachthimmel und beleuchtete den vor ihnen liegenden Weg und Nikolausi erkannte schon bald, dass es ebenso viel Spaß machte, nachts unterwegs zu sein wie tagsüber.

Die Rentiere mochten diese Zeit sogar noch viel lieber, denn ungeachtet dessen, dass sie etwas von der Welt sehen wollten, waren ihnen doch bang dabei, anderen Menschen aus nächster Nähe zu begegnen. Jetzt jedoch befanden sich alle in ihren Häusern. Ein jeder schlief und es herrschte eine himmlische Ruhe.

Immer weiter ging die rasende Fahrt, über Hügel und durch Täler über endlos erscheinendes Land, und schließlich erreichten sie ein Dorf, in dem Nikolausi noch nie zuvor gewesen war.

Hier forderte er die Tiere auf, anzuhalten und sie gehorchten ihm auf der Stelle. Aber plötzlich sah sich Nikolausi einer Schwierigkeit gegenüber, an die er nicht bedacht hatte.

Alle Leute waren längst zu Bett gegangen und hatten ihre Häuser sorgfältig verriegelt und abgeschlossen. Nikolausi musste einsehen, dass er nicht in die Wohnungen hineinkam, um dort seine Geschenke zu verteilen.

„Oh, meine Freunde“, seufzte er, „ich fürchte, wir haben den ganzen weiten Weg völlig umsonst gemacht. Ich werde wohl wieder zurückfahren müssen, ohne meine Spielsachen den Kindern dieses Dorfes schenken zu können.“

„Wo liegt das Problem?“, fragte Renny.

„Alle Türen sind verschlossen“, sagte Nikolausi, „ich komme nirgendwo hinein.“

Fanny, von Nikolausi von ihrem Geschirr befreit, lief um eines der Häuser. Der Schnee lag sehr hoch in diesem Dorf und so sah sie, dass das Dach des Hauses so tief herunterragte, dass es von der verschneiten Oberfläche des Bodens nur noch ein paar Handbreit entfernt war. Ein fest gemauerter Kamin auf dem First des Daches erschien Fanny groß genug zu sein.

„Warum kletterst du nicht durch den Schornstein?“, fragte sie.

Nikolausi blickte nach oben.

„Das müsste gehen, wenn ich erst einmal auf dem First des Daches bin“, erwiderte er.

„Dann halte dich gut fest! Wir nehmen Anlauf“, sagte das Rentier. Sie rannten los und mit einem mächtigen Satz waren sie mitsamt dem Schlitten auf dem Dach und hielten direkt neben dem Kamin.

„Ausgezeichnet!“, rief Nikolausi äußerst zufrieden. Er packte den Sack mit den Geschenken über die Schulter und kletterte in den Kamin.

Im Inneren des Schornsteins war alles rußig, aber das kümmerte ihn nicht weiter. Er stemmte Arme und Beine gegen die Kaminwände und kletterte langsam nach unten, bis er die Feuerstelle erreicht hatte. Dann sprang er über einige noch in der Asche glühende Kohlen hinweg und befand sich in einem großen Wohnzimmer. Eine einzelne Lampe brannte auf dem Tisch und verbreitete ein dämmriges Licht.

Von diesem Raum führten zwei Türen in kleinere Kammern. In der einen lag eine Frau und schlief, ebenso wie das Baby in der Krippe neben ihrem Bett. Nikolausi holte eine große, bunte Puppe aus dem Sack und legte sie zu dem Baby in die Krippe.

Das Kleine lächelte, als ob es schon davon träumte, was für ein schönes Spielzeug es am nächsten Morgen in seinem Bettchen finden würde. Nun schlich Nikolausi auf leisen Sohlen in die andere Kammer.

Hier schliefen zwei kleine Jungs in ihren Betten. Nikolausi überlegte kurz und legte dann eine Trommel, zwei Tröten und einen hölzernen Elefanten auf die Bettdecken. Kaum war er mit seiner Arbeit fertig, stieg er schon wieder den Kamin empor und setzte sich auf den Schlitten.

„Könnt ihr noch andere Kamine finden?“, fragte er die Rentiere.

„Dürfte nicht schwer sein“, meinten Fanny und Renny.

Kaum dass der Schlitten vom Dach heruntergerutscht war, rannten sie schon vorwärts, sprangen mit einem mächtigen Satz durch die Luft und hatten die Spitze des nächsten Daches erreicht, das von einem gewaltigen Kamin gekrönt wurde. *„Beeil dich ein bisschen“*, sagte Renny, *„sonst schaffen wir es nicht, bis zur Morgendämmerung zurück im Zauberwald zu sein.“*

Also rutschte Nikolausi den Kamin herab, fand insgesamt fünf Kinder, die friedlich in dem Haus schliefen, und beschenkte jedes von ihnen mit seinen Spielsachen.

Als er zurück aufs Dach kletterte, sprangen die Rentiere bereits aufs nächste Dach, kaum, dass er auf dem Schlitten saß. Doch als Nikolausi durch diesen Kamin stieg, entdeckte er, dass in diesem Haus keine Kinder lebten.

Da das aber zum Glück nicht oft der Fall war, verlor er nicht so viel Zeit, wie ihr jetzt vielleicht befürchtet.

Nachdem er durch alle Kamine aller Häuser in diesem Dorf geklettert war und jedem Kind ein Spielzeug dagelassen hatte, sah er, dass der prallgefüllte Sack noch nicht einmal zur Hälfte leer geworden war.

„Weiter, meine Freunde!“, rief er zu den Rentieren. *„Wir müssen noch ein weiteres Dorf finden.“*

Und so rasten sie durch die Nacht, und obwohl es schon weit nach Mitternacht war, gelangten sie schon nach kurzer Zeit in eine große Stadt. Größer als jede, die er bisher kennengelernt hatte.

Aber er ließ sich von der riesigen Ansammlung menschlicher Behausungen nicht entmutigen und nahm unverzüglich seine Arbeit auf, unterstützt von seinen aufopferungsvollen Tieren, die ihn in Windeseile von einem Dach zum nächsten brachten. Nur die allerhöchsten Gebäude lagen außerhalb ihrer Reichweite.

Schließlich war der Vorrat an Spielzeug restlos erschöpft und Nikolausi ließ sich ebenso erschöpft auf den Schlitten fallen, während der leere Sack zu seinen Füßen lag. Fanny und Renny drehten ihre Köpfe zu ihm. Renny fragte: *„Was ist das für ein grauer Streifen dort am Horizont?“*

„Das ist das erste Anzeichen der Morgendämmerung“, antwortete Nikolausi und war selbst verwundert, dass es so spät geworden war.

„Um Himmels Willen!“, schrie Fanny. *„Dann schaffen wir es niemals mehr rechtzeitig nach Hause und die Aischen werden uns bestrafen und sie werden uns nie wieder erlauben, dich zu besuchen oder dir zu helfen.“*

„Es hilft alles nichts“, sagte Renny, *„wir müssen mit Höchstgeschwindigkeit zurück zum Tal des Lachens. Also halte dich fest, Nikolausi!“*

Nikolausi hielt sich fest, und im nächsten Augenblick flogen sie bereits in solchem Tempo über den Schnee, dass er die vorbeirasenden Bäume gar nicht mehr sehen konnte.

Über Hügel und durch Täler schossen sie dahin, wie ein Pfeil der vom Bogen schnell, und Nikolausi kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen, um sie vor dem eisigen Fahrtwind zu schützen. Er überließ es den Rentieren, den kürzesten Weg zu finden.

Es war, als stürzten sie in eine unendliche Tiefe, aber zugleich war er überhaupt nicht ängstlich. Andererseits waren die Aischen strenge Herren und verlangten, dass die ihnen Anvertrauten ihnen in allen Dingen gehorchten. Und der graue Streifen am Horizont wurde mit jedem Moment heller.

Dann verlangsamte sich auf einmal die rasende Fahrt des Schlittens und hielt schließlich knirschend in einer Schneewehe.

Völlig benommen von der Anstrengung und der hohen Geschwindigkeit stieg er vom Schlitten und befreite Fanny und Renny von ihrem Zaumzeug.

Und während sich Nikolausi noch den Schnee aus dem Gesicht wischte, sah er die Rentiere bereits zwischen den Bäumen von Börsie verschwinden.

Erst in diesem Augenblick erkannte er, dass sein Schlitten ganz in der Nähe seiner Hütte zum Stehen gekommen war.

Im Osten brach sich das Sonnenlicht des neuen Tages seine Bahn.

Kapitel 9

„Sankt Nikolaus“

Nikolausi war davon überzeugt, dass keines der Kinder, die das Spielzeug am Morgen auf ihren Betten fanden, jemals erfahren würde, woher die Geschenke stammten.

Doch gute Taten sprechen sich herum und finden vielfältige Wege, um sich übers Land auszubreiten. Und so kam es, dass landauf und landab über Nikolausi und seine wunderschönen Spielsachen, die er den Kindern schenkte, gesprochen wurde.

Die uneigennützig Selbstlosigkeit seines Handelns veranlasste zwar einige engstirnige Leute, die Nase zu rümpfen, aber selbst sie konnten nicht umhin, diesem sanftmütigen Mann ihren Respekt zu zollen. Ein ungewöhnlicher Mann, der sich dazu entschlossen hatte, sein Leben den Kleinsten und Hilflosesten unter den Menschen zu widmen, um ihnen Freude zu bereiten.

Deshalb warteten die Bewohner der Dörfer und Städte voller Spannung darauf, wann Nikolausi das nächste Mal bei ihnen vorbeikäme und begannen zugleich, ihren Kindern bemerkenswerte Geschichte über die Staunen erregenden Dinge zu erzählen, die er dann dabei haben würde, um ihnen die Wartezeit, mit der sie seinem nächsten Besuch entgegenfieberten, zu verkürzen.

Als die Kinder an jenem Morgen, der auf die erste nächtliche Reise folgte, die Nikolausi mit seinen Rentieren unternommen hatte, ihren Eltern die neuen Spielsachen zeigten, die sie gefunden hatten und fragten, woher sie wohl kämen, gab es nur eine einzige Antwort:

„Der gute Nikolaus muss hier gewesen sein, meine Lieben; denn von ihm stammt jedes Spielzeug auf dieser Welt!“

„Aber wie ist er denn hier reingekommen?“, fragten die Kinder.

An dieser Stelle schüttelten die Väter ratlos die Köpfe, weil sie selbst nicht verstanden, wie sich Nikolausi Zugang zu ihrem Haus verschafft hatte.

Doch die Mütter, die in die glücklichen Gesichter ihrer Kinder sahen, flüsterten leise, dass der gute Nikolausi kein Sterblicher sei, sondern ein Heiliger. Und voller Frömmigkeit segneten sie seinen Namen aus Dankbarkeit für die Freude, die er unter ihren Kindern verbreitet hatte.

„Ein Heiliger“, sagte eine von ihnen mit einem großen runden Hut, „braucht keine offenen Türen, falls es ihm beliebt, in irgendein Haus einzutreten.“

Und nur wenig später, wenn ein Kind ungezogen oder trotzköpfig war, erwiderte die Mutter:

„Jetzt musst du zu Sankt Nikolaus beten, damit er dir verzeiht. Denn er mag keine ungezogenen Kinder. Und falls du weiter trotzig bist, wird er dir keine schönen, neuen Spielsachen mehr bringen.“

Sankt Nikolaus aber hätte solchen Reden niemals zugestimmt. Er brachte den Kindern Geschenke, weil sie klein und hilflos waren und er sie allesamt liebte. Er wusste sehr gut, dass auch die bravsten unter den Kindern manchmal ungehorsam waren, und dass die ganz besonders ungehorsamen Kinder oftmals die mit den besten Herzen waren. Das ist so bei allen Kindern rund um die Welt, und er würde niemals ihre Art und ihren Charakter ändern wollen, selbst wenn er die Macht hätte, das zu tun.

Und so wurde aus Nikolausi der Heilige Nikolaus. Jedem ist es möglich durch gute Taten, zu einem Heiligen zu werden in den Herzen der Menschen.

Kapitel 10

Weihnachtsabend

Der Tag, der nach jener Nacht anbrach, als Nikolausi von seiner Fahrt mit Fanny und Renny zurückkam, brachte Nikolausi neuen Ärger ein.

Willi Aisch, der Oberaufseher über die Rentiere, suchte ihn äußerst schlecht gelaunt auf und beschwerte sich, dass er die Tiere länger in Anspruch genommen hatte, als er es angeordnet hatte.

„Es kann aber nicht sehr viel länger gewesen sein, die Sonne ging gerade erst auf“, sagte Nikolausi.

„Die Verspätung betrug genau eine Minute“, erwiderte Willi Aisch, *„und das ist genauso schlimm wie eine Stunde. Ich werde Fanny und Renny von nun an mit Stachelbändern im Wald anbinden müssen. Sie werden schrecklich unter ihrem Ungehorsam leiden.“*

„Das darfst du nicht tun!“, rief Nikolausi entsetzt.
„Es war meine Schuld.“

Doch Willi Aisch wollte sich keine Entschuldigungen anhören und verschwand, kaum dass er gekommen war, wieder unter lautem Grummeln und Murren.

Das veranlasste Nikolausi zu raschem Handeln. Er ging in den Zauberwald, um sich mit Nezilia zu beraten und einen Weg zu finden, wie er die guten Tiere vor dieser harten und ungerechten Strafe bewahren könne.

Zu seiner großen Erleichterung fand er sie mitten im Kreis ihrer Schwestern vor, die sich um den großen Gebieter der Wälder geschart hatten.

Ärz ließ sich die Geschichte der nächtlichen Reise zu den weit entfernt lebenden Kindern erzählen und wie groß die Hilfe der beiden Rentiere gewesen war, als sie seinen Schlitten über den gefrorenen Schnee gezogen hatten.

„Ich muss verhindern, dass meine Freunde dafür bestraft werden, dass sie mir geholfen haben“, sagte Nikolausi, als er seine Geschichte beendet hatte. *„Sie waren nur eine einzige Minute zu spät und sie rannten schneller als ein Vogel fliegen kann, um noch rechtzeitig vor Tagesanbruch wieder zurück zu sein.“*

Ärz zwirbelte gedankenverloren seinen Bart, und schickte dann Boten zum Prinzen der Aischen und auch zur Königin der Feen, sowie zum Prinzen der Minorkos.

Als alle versammelt waren, wiederholte Nikolausi auf Ärzs Bitte seine Geschichte. Danach wandte sich der Gebieter der Wälder an den Prinz der Aischen und sagte:

„Die guten Werke, die Nikolausi für die Menschen leistet, verdienen die Unterstützung aller Unsterblichen. Schon wird er in einigen Städten ein Heiliger genannt und es wird nicht mehr lange dauern, bis man rund um die Welt in jedem Haus, das mit Kindern gesegnet ist, den Namen von Sankt Nikolaus kennt und seiner voller Liebe gedenkt. Darüber hinaus ist er ein Sohn unseres Waldes und deshalb schulden wir ihm nicht nur Respekt, sondern sollten ihn in seinem Tun bestärken.

Du, Herrscher über das Volk der Aischen, kennst ihn nun schon so viele Jahre lang; sage, habe ich Unrecht, wenn ich behaupte, er verdient unsere Freundschaft?“

Der Prinz verbeugte sich, während sich sein Gesicht zu einer säuerlichen Miene verzog und starrte auf die verdorrten Blätter zu seinen Füßen.

Dabei murmelte er:

Die fantastische Biografie des Nikolausi - Teil II - Kapitel 10 - 114 -

„Du bist der Gebieter der Wälder auf dieser Welt!“

Ärz lächelte und fuhr in sanftem Tonfall fort: *„Es sieht so aus, als könnten die Rentiere, die von deinem Volk gehütet werden, für Nikolausi von unschätzbbarer Hilfe sein. Und es scheint, dass sie willens sind, seinen Schlitten zu ziehen. Ich bitte dich deshalb um die Erlaubnis, dass er sich ihrer Hilfe bedienen mag, wann immer er sie benötigt.“*

Der Prinz antwortete nicht, sondern tippte nachdenklich mit seinem Stock auf die Spitze seiner Sandale, während er nachdachte.

Da erhob die Königin der Feen ihre Stimme und sprach: *„Falls du in Ärz‘ Bitte einwilligst, werde ich dafür sorgen, dass den Tieren nichts zustößt, solange sie fern des Zauberswalds unterwegs sind.“*

Und der Prinz der Minorkos fügte hinzu: *„Ich für meinen Teil werde ich allen Tieren, die Nikolausi helfen, erlauben, von meinen Kanzelblättern zu fressen, die außergewöhnliche Kraft spenden, sowie von meinem Flinkkraut, das ihren Beinen große Schnelligkeit verleiht und von meinem Vitalgras, das für ein langes Leben sorgt.“*

Und die Königin der Nymphen sagte: *„Die Rentiere, die den Schlitten ziehen, dürfen im Teich von Mares baden, dessen Wasser ihnen ein glänzendes Fell und große Schönheit geben wird.“*

Der Prinz der Aischen, der all diese Versprechen vernahm, rutschte ungeschlüssig auf seinem Schemel hin und her. Einerseits hasste er es, seinen unsterblichen Gefährten eine Bitte abzuschlagen, andererseits erbaten sie von ihm einen sehr ungewöhnlichen Gefallen und Aischen sind es einfach nicht gewohnt, jemand anderem so mir nichts dir nichts einen Gefallen zu erweisen. Schließlich wandte er sich an sein Gefolge und befahl:

„Holt Willi Aisch.“

Als Willi eintraf und die Bitten der Unsterblichen hörte, protestierte er lautstark und weigerte sich, auch nur ein Jota von seinem Standpunkt abzurücken.

„Tiere sind Tiere“, sagte er, „und nichts als Tiere. Würde es sich um Pferde handeln, dann wäre es recht, sie wie Pferde zu behandeln. Aber niemand kann Rentiere dazu zwingen, den Menschen irgendwelche Dienste zu erweisen. Denn es sind wilde und freie Lebewesen, die niemandem etwas schulden.“

Es wäre eine Erniedrigung für meine Tiere, wenn sie für Nikolausi arbeiten müssten, da auch er nur ein Mensch ist, ungeachtet der Tatsache, dass er die Freundschaft einiger Unsterblicher gewonnen hat.“

„Da hörst du es“, sagte der Prinz zu Ärz. „Da ist was dran.“

„Holt Fanny und Renny“, erwiderte der Gebieter.

So wurden also auch die Rentiere zu der Versammlung geholt und Ärz fragte sie, ob sie es ablehnen würden, den Schlitten von Nikolausi zu ziehen.

„Auf gar keinen Fall!“, antwortete Fanny.

„Die Fahrt hat uns riesigen Spaß gemacht!“

„Und wir sind gerannt so schnell wir konnten, um bis Tagesanbruch wieder zurück zu sein“, fügte Renny hinzu, „aber leider haben wir uns um eine Minute verspätet.“

„Eine Minute nach Sonnenaufgang spielt keine Rolle“, sagte Ärz. „Diese kleine Verspätung sei entschuldigt.“

„Vorausgesetzt, es kommt nicht wieder vor“, rief der Prinz der Aischen streng dazwischen.

„Wirst du es denn erlauben, dass sie eine weitere Reise mit mir machen?“, fragte Nikolausi besorgt.

Der Prinz überlegte und blickte derweil von Willi, der missmutig dreinschaute, zum Gebieter der Wälder, der leise lächelte.

Dann erhob er sich und teilte der Versammlung seine Entscheidung mit:

„Da ihr alle mich drängt, euch diesen Gefallen zu tun, will ich es also erlauben, dass die Tiere einmal im Jahr am Weihnachtsabend Nikolausi bei seiner Aufgabe unterstützen.

Vorausgesetzt sie kommen bei Sonnenaufgang wieder in den Zauberwald zurück. Nikolausi wird gestattet, sich bis zu zehn Rentiere auszuwählen, die seinen Schlitten ziehen. Sie sollen im Mares-Teich der Nymphen baden dürfen und von Kanzelblättern, Flinkkraut und Vitalgras fressen und stehen unter dem besonderen Schutz der Feenkönigin.

Und jetzt hör auf, so verbissen dreinzublicken, Willi, denn mein Entschluss steht fest.“

Dann schlurfte er rasch davon, um zu verhindern, dass Nikolausi seinen Dank aussprechen konnte und sich noch die Bestätigung durch die anderen Unsterblichen anhören zu müssen. Will, der so grantig dreinblickte wie immer, folgte ihm raschen Schrittes.

Doch Ärz war zufrieden, da er wusste, dass er sich auf die Zusage des Prinzen verlassen konnte, wie zögerlich und unwillig auch immer sie gegeben worden sein mochte. Auch Fanny und Renny sprangen davon und klapperten voller Freude mit den Hufen bei jedem Schritt.

„Wann ist Weihnachten?“, fragte Nikolausi.

„In zehn Tagen“, antwortete der Meister.

„Oh, dann kann ich die Tiere dieses Jahr nicht mehr nutzen“, sagte Nikolausi nachdenklich. „Bis dahin ist viel zu wenig Zeit, um noch genügend Spielsachen herzustellen.“

„Ja, der hinterlistige Prinz ahnte das wohl“, erwiderte Ärz. „Deshalb bestimmte er den Weihnachtsabend als den Tag, an dem du über die Rentiere verfügen darfst. Ihm war klar, dass du mehr als ein Jahr verlieren würdest.“

„Wenn ich doch nur noch die Spielzeuge hätte, welche die Abschoi mir gestohlen haben“, sagte Nikolausi traurig. „Damit könnte ich leicht einen neuen Sack für die Kinder füllen.“

„Wo sind die denn?“, fragte der Meister.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Nikolausi. „Aber die verschlagenen Abschoi haben sie bestimmt in den Bergen versteckt.“

Ärz wandte sich an die Feenkönigin.

„Glaubst du, dass du die Spielzeuge finden kannst?“, fragte er.

„Versuchen kann ich's ja“, sagte sie freundlich.

Nikolausi machte sich alsbald auf den Rückweg ins Tal des Lachens, und begann sofort schwer zu arbeiten, um neue Spielsachen herzustellen. Derweil flog eine Schar Feen zu den Bergen, in denen zuvor die Abschoi ihr Unwesen getrieben hatten, und starteten dort die Suche nach dem Diebesgut.

Feen verfügen, wie allgemein bekannt, über wundersame Kräfte und Fähigkeiten. Doch die Abschoi hatten das Spielzeug in eine tiefe Höhle geworfen und den Eingang hinter großen Felsblöcken versteckt, sodass niemand ins Innere blicken konnte.

Aus diesem Grund nahm die Suche einige Tage in Anspruch, während Nikolausi in seiner Hütte saß und auf Nachricht von den Feen wartete. Je näher der Weihnachtsabend kam, desto mehr schwand in ihm jegliche Hoffnung, noch genügend Geschenke für diesen Tag zusammen zu bekommen.

Er arbeitete unermüdlich, aber es dauert eben seine Zeit, jedes einzelne Teil, an dem er schnitzte und bastelte, in die gewünschte Form zu bringen und es zudem noch ordentlich zu bemalen.

Und so war das kleine Regal neben dem Fenster am Morgen vor Heiligabend gerade mal zur Hälfte mit fertigen Spielsachen für die Kinder gefüllt. Doch zur gleichen Zeit hatten die Feen, die das Gebirge durchsuchten, eine Idee.

Sie fassten sich bei den Händen und bildeten eine lange Kette und kletterten in dieser Formation von der Spitze des Berges nach unten, sodass kein einziges Fleckchen Fels und Erde ihrem hellen Blick verborgen blieb. Und so entdeckten sie schließlich einen schmalen, von Felsbrocken verschlossenen Spalt, hinter dem sich die Höhle verbarg, in der die Abschoi das von ihnen gestohlene Gut versteckt hatten.

Es dauerte nicht lang und der Eingang zur Höhle war wieder frei. Jede Fee nahm so viele Spielsachen, wie sie nur tragen konnte, und dann flogen sie alle zu Nikolausi ins Tal des Lachens und breiteten die Schätze vor ihm aus.

Der gute Mann war übergücklich, die Geschenke gerade noch rechtzeitig zu erhalten, sodass er sofort damit begann, den Schlitten zu beladen und Fanny und Renny die Nachricht zukommen zu lassen, dass sie sich bei Sonnenuntergang einfinden sollten. Die Reise konnte beginnen.

Obwohl er während der letzten Tage unermüdlich und fleißig an der Herstellung neuer Spielsachen gearbeitet hatte, fand er genug Zeit, sich auch um seine Ausrüstung zu kümmern.

Er besserte den Schlitten aus und verstärkte das Geschirr, das er den Tieren umlegen wollte. Als sie gegen Sonnenuntergang kamen, war auch schon alles bereit für den Aufbruch.

„Heute Nacht fahren wir in eine andere Richtung“, erklärte Nikolausi, „wo wir zu Kindern kommen werden, die ich noch nie zuvor besucht habe. Und wir müssen uns beeilen, da ich so viele Geschenke habe wie noch nie zuvor.“

Gerade als der Mond aufging, verließen sie das Tal des Lachens und fuhren über die weite Ebene in südlicher Richtung. Die Luft war klar und kalt, und das Licht der Sterne berührte die vom Schlitten hochgewirbelten Schneeflocken und ließ sie wie Diamanten glitzern.

Die Rentiere flogen mit langen, kräftigen Sprüngen vorwärts und Nikolausi fühlte, wie sich sein Herz mit Freude und Glück füllte. Er lachte vor Vergnügen und sang, während der Wind um seine Ohren pfiff:

*„Mit einem fröhlichen Ho, Ho, Ho!
Und einem lustigen Ha, Ha, Ha!
Und einem gemeinsamen Hoho, Haha, Heyuh!
Vorwärts, vorwärts, Hohoho!
Über Eis und Schnee, Hehehe,
So schnell es geht, Yippy-Yippy-Yeh!“*

Freddy Frost hörte sein Singen, flog herbei und streckte schon seine eisigen Klauen aus - doch als er sah, dass es Nikolausi war, der durch die Nacht glitt, lachte er nur und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Auch Mutter Eule hörte ihn, als er mit seinem Schlitten vorüberjagte, und streckte ihren Kopf aus dem Astloch, in dem sie wohnte. Dann sah sie, wer es war und erzählte ihren Jungen tief unten in dem hohlen Baumstamm, dass gerade Sankt Nikolaus vorbeigefahren sei, mit einem Schlitten voller Geschenke für die Kinder. Ja, es ist schon seltsam, was Mutter Eule so alles weiß.

Die fantastische Biografie des Nikolausi - Teil II - Kapitel 10 - 120 -

Nikolausi hielt an einigen baufälligen, einsamen Bauernhöfen, kletterte durch die Schornsteine und hinterließ Geschenke für die Kleinen. Wenig später kamen sie in ein Dorf, in dem Nikolausi ebenfalls rasch und zielgerichtet seine Spielsachen für die schlafenden Kinder verteilte. Dann ging es sofort weiter, und wieder sang er ein fröhliches Lied:

*„Weiter, weiter geht’s in einem fort,
hierhin, dorthin, und an jeden Ort,
Renny zieht und Fanny auch.
Unser Ziel ist Schornsteinrauch.
Geschenke für brave Kinder haben wir
Mal sind wir dort, mal sind wir hier.“*

Die Rentiere mochten den tiefen Bass, mit dem Nikolausi seine Lieder sang, und klopfen mit ihren Hufen den passenden Takt auf dem hart gefrorenen Schnee.

Doch schon bald hielten sie wieder an einem weiteren Haus, durch dessen Kamin Nikolausi mitsamt allerlei Geschenken für die Kinder nach unten stieg, während seine Augen vor Freude glitzerten und er vom Fahrtwind ganz rote Wangen bekommen hatte.

Es war eine glückliche, eine fröhliche Nacht. Die Tiere ranneten voller Freude und Nikolausi arbeitete flink und geschickt, um seine Spielsachen bei den schlafenden Kleinen zu verteilen.

Dann irgendwann war der Bescherungssack schließlich leer, der Schlitten machte kehrt, und jagte zurück nach Hause und wieder begann das Wettrennen mit dem Tagesanbruch. Ein zweites Mal wollten sich Fanny und Renny keine Schelte wegen Unpünktlichkeit einhandeln und so flogen sie regelrecht dahin, zusätzlich angetrieben von der steifen Brise, die der Frostkönig blies. Und schon bald bog der Schlitten ins Tal des Lachens ein.

Es ist wahr, dass schon das Grau der Morgendämmerung im Osten zu sehen war, als Nikolausi ihnen das Geschirr abnahm, trotzdem waren Fanny und Renny bereits tief im Zaubewald, bevor die Sonne richtig über den Horizont lugte.

Nikolausi war von seiner nächtlichen Arbeitsreise so erschöpft, dass er sich auf sein Bett fallen ließ und augenblicklich von tiefem Schlaf übermannt wurde, während sich die Weihnachtssonne anschickte, Himmel und Erde in ihr Licht zu tauchen und auf zahllose fröhliche Kinder herab zu scheinen, die glücklich lachten und jauchzten, als sie sahen, dass Sankt Nikolaus ihnen einen Besuch abgestattet hatte.

Gott segne ihn!

Es war seine erste Weihnachtsnacht und seit Hunderten von Jahren erfüllt er seitdem seine Aufgabe, Glück in die Stuben und in die Herzen kleiner Kinder zu bringen.

Kapitel 11

Wie die ersten Strümpfe neben die Kamine gehängt wurden

Wenn ihr euch daran erinnert, dass vor der Zeit, als Nikolaus mit seinen Reisen begann, kein Kind auf der Welt eigenes Spielzeug besaß, werdet ihr verstehen, wie viel Freude in den Hütten und Häusern aufkam, die von dem guten Mann besucht wurden - und mit welcher Dankbarkeit allerorten von ihm geredet wurde.

Es ist schon wahr, dass die Menschen in diesen Jahren auch viel von starken Kriegern, mächtigen Königen und großen Weisen sprachen, die damals lebten, aber keiner von ihnen war so beliebt wie Sankt Nikolaus, denn kein anderer war so selbstlos wie er, der sein ganzes Leben und Handeln nur einem einzigen Ziel gewidmet hatte, nämlich andere glücklich zu machen.

Und es ist nun einmal so, dass gute Taten länger leben als die Erinnerungen an große Schlachten - oder Gesetze, die ein König erlässt oder Vorträge von Gelehrten.

Denn gute Taten verbreiten sich von alleine und hinterlassen überall in der Welt ihre Spuren und zwar viele, viele Generationen lang.

Die Abmachung, die Nikolaus mit dem Prinzen der Aischen getroffen hatte, veränderte seine Pläne für alle Zeiten.

Da ihm die Rentiere nur einmal im Jahr zur Verfügung standen, beschloss er, die restliche Zeit des Jahres der Herstellung jener Spielsachen zu widmen, die er dann in der Weihnachtsnacht als Geschenk den Kindern in aller Welt bringen konnte.

Die Produktion eines ganzen Jahres jedoch, das wusste er, war gewaltig, sodass er sich ebenfalls dazu entschloss, einen neuen Schlitten zu bauen.

Dieser war größer, besser und stärker, und mit diesem konnte er leichter und schneller reisen und viel mehr Geschenke transportieren, als mit dem alten.

Zu diesem Zweck traf er eine Abmachung mit dem König der Zwerge, dem er einen Tausch vorschlug. Drei Trommeln, eine Trompete und zwei Puppen für ein Paar allerfeinster Edeldahlkufen, die an ihren Enden in sanfte Bögen auslaufen sollten.

Da der Zwergenkönig selbst eine Schar Kinder hatte, mit denen er in seinem Höhlenreich aus Minen und Kavernen unter der Erde lebte, kam ihm dieser Handel gerade recht, denn Spielzeug, mit dem seine Kleinen ihren Spaß haben würden, konnte er sehr gut gebrauchen.

Nach drei Tagen waren die Kufen fertig, und als Nikolausi die versprochenen Trommeln, Trompeten und Puppen überbrachte, war der König der Zwerge darüber so erfreut, dass seine Majestät ihm zusätzlich zu den Kufen noch eine Leine schenkte, an der eine Reihe von Glöckchen hingen, die mit hellem, schönen Klang klingelten.

„Das wird Fanny und Renny gefallen“, sagte Nikolausi, als er mit den Glöckchen bimmelte und den lieblichen Tönen lauschte. *„Aber ich bräuchte zwei solcher Leinen; eine für jedes Tier.“*

„Bring mir noch eine Trompete und eine Holzkatze“, erwiderte der König, *„und du bekommst eine Zweite, die genauso schön klingt wie die Erste.“*

„Einverstanden!“, rief Nikolausi begeistert und lief nach Hause, um die Spielsachen zu holen.

Der neue Schlitten wurde mit großer Sorgfalt gebaut. Die Aischen brachten Nikolausi viele starke, gleichzeitig aber biegsame, dünne Bretter, die zur Konstruktion benötigt wurden. Die Vorderseite verkleidete er mit einer gewölbten Holzschale, sodass er während der Fahrt vom hochgewirbelten Schnee geschützt wurde.

Außerdem umgab er die Ladefläche mit hohen Seitenteilen, sodass er darauf viel mehr Geschenke als zuvor unterbringen konnte. Und schließlich befestigte er die Stahlkufen, die er vom König der Zwerge erworben hatte, unter dem Schlitten.

Es entstand ein sehr praktischer, gut zu handhabender Schlitten, der zudem groß genug und geräumig war. Nikolausi bemalte ihn in leuchtenden, bunten Farben, auch wenn ihn während seiner nächtlichen Ausflüge kaum jemand zu Gesicht bekommen würde. Als er mit seiner Arbeit fertig war, bat er Fanny und Renny zu sich, damit sie ihn begutachten konnten.

Die Rentiere scharrten anerkennend mit den Hufen, als sie den Schlitten sahen, fanden aber, dass er viel zu groß und zu schwer sei, um nur von ihnen beiden gezogen zu werden.

„Wir würden ihn schon vorwärts bekommen“, sagte Fanny, „aber ich befürchte, wir erreichen damit nicht die nötige Geschwindigkeit, um die weiten Strecken bis in die entferntesten Städte und Dörfer zurückzulegen und wieder rechtzeitig zum Morgengrauen nach Hause in den Zauberwald zu kommen.“

„Dann muss ich wohl zwei zusätzliche Tiere anschirren“, erklärte Nikolausi nach einem Moment des Nachdenkens.

„Hat dir der Prinz der Aischen nicht bis zu zehn von uns zugesagt?“, fragte Renny. „Warum nimmst du nicht alle auf einmal? Dann wären wir so schnell wie das Licht und würden die höchsten Dächer ganz leicht mit einem einzigen Satz erreichen.“

„Eine Zuggruppe aus zehn Rentieren!“, rief Nikolausi begeistert. „Das wäre großartig.“

Sobald ihr in den Zauberwald zurückkehrt, wählt bitte acht weitere Tiere aus, welche genauso schnell und kräftig sind, wie ihr.

Und dann fressst alle von den Kanzelblättern, um stark zu werden, vom Flinkkraut, damit ihr so rasch wie der Wind über den Schnee flitzen könnt, und vom Vitalgras, damit euch ein möglichst langes Leben beschieden sei, auf dass wir viele gemeinsame Reisen unternehmen können. Ebenso badet ihr alle im Mares-Teich der Waldnymphen, was euch, wie Königin Tsurlina sagte, ein wunderschönes, strahlend glänzendes Fell verleihen wird. Und wenn ihr all dies befolgt, dann gibt es keinen Zweifel, dass in der kommenden Weihnacht meine zehn Rentiere das stärkste und eindrucksvollste Schlittengespann sein werden, das die Welt je gesehen hat!“

Fanny und Renny liefen also zurück in den Zauberwald, um ihre Gefährten auszusuchen, und Nikolausi begann sich mit der Frage zu beschäftigen, welches Zaumzeug und Geschirr das beste für die zehn Tiere sein würde.

Schließlich bat er Gali Aisch um Hilfe, da er wusste, dass Gali von so freundlichem Gemüt war, wie er gleichzeitig krumm und knorrig aussah. Dabei lebte ein wacher, kluger Verstand in seinem Schädel. Gali schlug vor, für Nikolausi das beste Zaumzeug und Geschirr aus dem widerstandsfähigsten Leder anzufertigen, das er auftreiben konnte.

Dieses Leder wurde aus der Haut von sehr betagten Löwen gefertigt, die ein so hohes Alter erreicht hatten, dass sie auf natürliche Weise starben.

Während sie auf der äußeren Seite das goldene Fell stehen ließen, schabten und behandelten sie die innere Seite mit der großen Geschicklichkeit, die den Aischen eigen ist.

Als Gali diese Lederstreifen übergab, spürte Nikolausi, dass sie sich nicht nur durch Weichheit und Geschmeidigkeit auszeichneten, sondern auch durch unverwüstliche Beschaffenheit. Fleißig nähte Nikolausi aus diesem Leder das Zaumzeug für die zehn Rentiere und es erwies sich als so dauerhaft und stark, das es ihm für lange Zeit gute Dienste leistete.

Solche Arbeiten verrichtete Nikolausi in den Mußestunden des kommenden Jahres, da er ansonsten den größten Teil seiner Energie in die Herstellung zahlloser Spielsachen steckte.

Und die wurden immer besser und ausgefeilter, als es die Ersten gewesen waren, denn immer wieder besuchten ihn die Unsterblichen während seiner Arbeit und machten viele Vorschläge, die zu ihrer Verbesserung führten.

Es war zum Beispiel Nezilias Idee, Puppen herzustellen, die in der Lage waren „Mama“ und „Papa“ zu sagen.

Und Gali Aisch schlug vor, eine kleine Vorrichtung für das Innere kleiner Lämmchen oder Bärchen zu bauen. Drückte ein Kind auf den Bauch eines solchen Spielzeugs, machte es laut und deutlich „Bääh-ä-äh!“.

Und die Feenkönigin ermunterte Nikolausi, kleine Pfeifchen und Flötchen in die Holzvögel einzusetzen, sodass diese singen und tirilieren konnten. Außerdem riet sie ihm, kleine Räder an den Holzpferdchen zu befestigen, damit die Kinder diese hinter sich herziehen konnten.

Die Aischen brachten ihm Felle von Tieren, die das Zeitliche gesegnet hatten, sodass er es über kleinere Figuren kleben konnte und sie somit noch wirklichkeitsgetreuer herstellte.

Ein freundlicher Minorko schlug ihm vor, einen Esel herzustellen, der in der Lage war, mit dem Kopf zu nicken. Später fand Nikolausi heraus, dass dieses lustige Spielzeug den Kindern riesiges Vergnügen bereitete.

Und so wuchsen und gediehen die Dinge, die Nikolausi schuf, von Tag zu Tag und wurden immer ausgeklügelter und anziehender, bis sie mehr und mehr sogar das Erstaunen der Unsterblichen erregten.

So verging die Zeit und die nächste Weihnacht nahte. Die Werkstatt schier über vor atemberaubenden Geschenken und alle warteten gespannt auf die Stunde, wenn sie in den großen neuen Schlitten verladen werden konnten. Nikolausi füllte mit ihnen drei riesige Säcke und stopfte zudem noch weiteres Spielzeug in jede freie Ecke des Schlittens.

Dann erschienen in der Dämmerung die zehn Rentiere und Renny stellte sie alle vor. Da waren Renata und Beata, Kari und Bu, Hurtig und Spurtig, Fix und Flugs, die zusammen mit Renny und Fanny genau ein Gespann von zehn Tieren ergaben, die für zahllose Jahre ihrem großzügigen Meister dienen wollten.

Jedes von ihnen war ungewöhnlich schön, mit kraftvollen Beinen, ausgestattet mit weit ausladenden Geweihkronen, freundlichen, großen dunklen Augen und weichem, feinfarbigem Fell.

Nikolausi schloss sie auf der Stelle allesamt in sein Herz und dort sind sie bis heute, da sie ihm allezeit von unschätzbare Hilfe waren.

Das neue Zaumzeug passte wie angegossen und schon nach kurzer Zeit waren sie alle bereit, den Schlitten zu ziehen. Immer zu zweit hintereinander führten Fanny und Renny das Gespann.

Sie trugen die Glöckchenleinen und waren vom Geklingel und Gebimmel derart entzückt, dass sie nicht mehr ruhig stehen konnten, sondern sich die ganze Zeit hin und herbewegten, um die Melodie der Glöckchen zu hören.

Es war an der Zeit, dass Nikolausi selbst in den Schlitten stieg. Er hüllte sich in einen dicken, warmen Mantel, zog die Pelzmütze tief über die Ohren und knallte mit der Peitsche in die Luft als Signal zum Aufbruch.

Augenblicklich setzte sich der Schlitten in Bewegung und schoss so rasch durch den Wind, dass Nikolausi voller Begeisterung aufschrie und von Herzen lachte.

Dann schmetterte er mit seiner tiefen, fröhlichen Stimme sein Lied:

*„Mit einem fröhlichen Ho, Ho, Ho!
Und einem lustigen Ha, Ha, Ha!
Dazu ein gemeinsames Ho, Ha, Huh!
Zieh'n wir heiter immer weiter!
Zischen wir durch die Sternennacht.
Uns're Geschenkesfracht,
Säckeweise schöne Sachen,
Bringt Kinder allerorts zum Lachen.“*

Es geschah während dieser Nacht, dass die kleine Edeltraud und ihr Bruder Wendelin zusammen mit ihren Cousins Evi und Steffi, die bei ihnen zu Besuch waren, bei Einbruch der Dunkelheit recht durchnässt ins Haus zurückkamen, da sie sich eine Schneeballschlacht geliefert und zusammen einen großen Schneemann gebaut hatten.

Edeltrauds Mutter zog den Kindern die triefend nassen Kleider und Schuhe aus und hängte sie über Stuhllehnen, damit sie bis zum nächsten Tag wieder trocknen konnten.

Die Schuhe stellte sie direkt vor den Herd, wo die Hitze am stärksten war und die Strümpfe hängte sie sorgfältig an eine Leine direkt vor der Feuerstelle.

Aus diesem Grund fielen sie Sankt Nikolaus, als er in dieser Nacht durch den Kamin in das Haus hinabstieg, wo jeder bereits im Tiefschlaf lag, direkt ins Auge.

Er war in größter Eile, und da er sah, dass es sich um Kinderstrümpfe handelte, steckte er die Geschenke rasch hinein und war so rasch den Schornstein hoch, wieder oben auf dem Dach angelangt, dass die Rentiere sich über seine Schnelligkeit wunderten.

„Es wäre toll, wenn alle ihre Strümpfe direkt vor dem Kamin aufhängten“, sagte er, als sie zum nächsten Dach weiterflitzten. *„Es würde mir viel Zeit sparen und ich könnte mehr Kinder bis zum Tagesanbruch aufsuchen.“*

Als Edeltraud, Wendelin, Evi und Steffi am nächsten Morgen aus ihren Betten sprangen und nach unten rannten, um ihre wieder trockenen Kleider anzuziehen, da fanden sie ihre Socken prall angefüllt mit Spielzeug, das Nikolausi hineingestopft hatte.

Tatsächlich dürften sie mehr Geschenke bekommen haben, als alle anderen Kinder in der Stadt, denn Sankt Nikolaus war in großer Eile gewesen und konnte sich nicht lange damit aufhalten, sie alle einzeln abzuzählen.

Das erzählten die Vier natürlich ihren kleinen Freunden, worauf diese sich entschlossen, zur nächsten Weihnacht auch ihre Strümpfe vor die Kamine zu hängen.

Selbst Frieda Fröhlich, die in jenen Tagen zusammen mit ihrem Vater Graf von Monschau die Stadt besuchte, hörte von den Kindern diese Geschichte und hing, gleich sie wie-

der nach Hause zurückgekehrt war, vor dem nächsten Weihnachtsfest ihre eigenen zarten Seidenstrümpfchen direkt neben den Kamin.

Auf seiner nächsten Reise fand Nikolausi so viele Socken und Strümpfe, die in Erwartung seiner Gaben, vor den Feuerstellen hingen, dass er sie im Nu befüllen konnte und kaum noch halb so viel Zeit benötigte wie früher, als er erst in den Häusern die Kinderzimmer suchen musste, um die Geschenke dort neben die Kinderbettchen zu legen.

Dieser Brauch breitete sich Jahr für Jahr weiter aus und wurde zu einer großen Hilfe für Sankt Nikolaus. Und mit so vielen Kindern, die er besuchen muss, braucht er wirklich jede Hilfe, die wir ihm geben können.

Kapitel 12

Der erste Weihnachtsbaum

Nikolausi hielt immer sein Versprechen, das er den Aischen gegeben hatte, nämlich stets pünktlich zum Morgenrauen ins Tal des Lachens zurückzukehren. Doch es war die Schnelligkeit seines neuen Rentiergespanns, die ihm das ermöglichte.

Seine Arbeit machte ihm Spaß, und er liebte die rasanten Fahrten auf dem Rentierschlitten durch die Nacht, und natürlich gefiel ihm auch das sanfte Klingeln der Glöckchen.

Während der ersten Reise mit den zehn Zugtieren trugen nur Renny und Fanny diese Glöckchen an ihren Zügeln, aber im Laufe der Jahre versorgte Nikolausi die Kinderschar des Zwergenkönigs mit immer neuen Geschenken, sodass er schließlich auch alle anderen Tiere seines Gespanns mit solchen Glockenspielen ausstatten konnte, bis schließlich ein jedes von ihnen über ein solches verfügte. Ihr könnt euch sicher gut vorstellen, wie herrlich das klang, wenn der Schlitten über den Schnee glitt.

Die Strümpfe, die die Kinder neben den Kamin hängten, wurden immer mehr und nebenbei auch immer länger, sodass Nikolausi kaum damit nachkam, sie zu füllen.

Doch schon bald fand er heraus, dass es neben Spielsachen noch ganz andere Dinge gab, die Kinder liebten. Er bat einige Feen, die sich schon immer als sehr hilfsbereit ihm gegenüber erwiesen hatten, in tropische Gefilde zu fliegen. Von ihren Reisen kehrten sie mit großen Taschen voller Orangen und Bananen zurück, die sie dort von den Bäumen pflückten.

Andere Feen eilten ins wunderbare Schlaraffenland, wo schmackhafte Süßigkeiten, Lutscher und Bonbons in dicken Büscheln an den Sträuchern wuchsen, sodass auch sie mit riesigen Schachteln voller Naschwerk zurückkehrten.

All diese Dinge steckte Nikolausi in der Weihnacht in die langen Kniestrümpfe der Kinder und ihr könnt mir glauben, dass sich die kleinen Empfänger sehr über diese Gaben freuten.

Es gibt ja auch sehr warme Regionen auf der Welt, in denen es im Winter niemals schneit. Doch Nikolausi und seine Rentiere besuchten auch diese Gegenden, nachdem er zusätzlich noch ausfahrbare Räder in den Schlitten eingebaut hatte. Damit kam er auch ohne Schnee gut vorwärts, so als würde er über eine Fläche aus glattem Eis gleiten. Auf diese Weise lernten auch die Kinder der sonnenverwöhnten Länder Sankt Nikolaus und seine großzügigen Geschenke in Windeseile ebenso gut kennen, wie diejenigen, die in der unmittelbaren Nähe zum Tal des Lachens wohnten.

Eines Tages kurz vor Weihnachten - die Rentiere standen startbereit - kam eine kleine Fee eilends angeflogen und erzählte Nikolausi von drei armen, kleinen Kindern, die nicht weit entfernt mit ihren Eltern in einem zugigen Zelt lebten.

Die Gegend war so karg und unwirtlich, dass weit und breit noch nicht einmal Bäume wuchsen. Und diese Familie war so arm, dass die Eltern kaum Zeit fanden, sich Gedanken über ihre Kinder zu machen.

Nikolausi beschloss, diesen Kindern am Ende seiner Reise auf dem Rückweg einen Besuch abzustatten. Bevor er aber nach einer langen, anstrengenden Fahrt in ihre Nähe kam, sah er, dass Fred Frost in einem Tannenwäldchen einige Bäume umgeknickt hatte. Er packte eins der Bäumchen auf seinen Schlitten, da er sich daran erinnerte, wie die kleine Fee ihm erzählt hatte, dass die Kleinen noch nie in ihrem Leben einen Baum zu Gesicht bekommen hatten.

Es war kurz vor Beginn der Morgendämmerung, als sie endlich zu dem Zelt kamen, in dem die Kinder schliefen.

Nikolausi stieß den Stamm des Baumes in den verharschten Boden und befestigte eine Reihe von Kerzen daran. Dann hing er seine schönsten Spielsachen in die Zweige und kleine Beutel mit Süßigkeiten. Das dauerte nicht lange, denn er arbeitete blitzschnell. Zum Schluss entzündete er die Lichter, steckte seinen Kopf ins Zelt und rief:

„Fröhliche Weihnachten, meine Lieben!“

Mit einem Satz sprang er wieder auf den Schlitten und war längst außer Sichtweite, bevor sich die Kinder den Schlaf aus ihren Augen gerieben hatten und überhaupt mitbekamen, wer da gerufen hatte.

Ihr könnt euch sicher die Überraschung und Freude der Kinder vorstellen, die die noch nie zuvor in ihrem Leben so etwas Schönes erleben durften.

Das glitzernde Licht der Kerzen spiegelte sich im Schnee - und die vielen Geschenke, die in den Ästen hingen, sollten ihnen viele Jahre lang Freude bereiten. Sie fassten sich bei den Händchen und tanzten um den Baum, wobei sie so lange lachten und sangen, bis ihnen die Luft ausging.

Auch ihre Eltern krochen aus dem Zelt und wunderten sich sehr über die Aufmerksamkeit, die ihren Kleinen erwiesen worden war, woraufhin auch sie ihren Nachwuchs mit neuen Augen sahen. Ausgelöst durch die Freundlichkeit, die Nikolausi den Kindern erwiesen hatte.

Die Idee mit dem Weihnachtsbaum gefiel Nikolausi so gut, dass er in den nachfolgenden Jahren seinen Schlitten zusätzlich mit jeder Menge Fichten und Tannen belud und sie mit Kerzen und Geschenken in den Hütten und Häusern aufstellte, wo die Leute zu arm waren, sich selbst einen Baum zu kaufen.

Natürlich war es ihm unmöglich, genug Bäume mitzunehmen, um all jenen einen mitzubringen, die ihn wollten. Doch schon bald besorgten sich viele Familien selber einem Fichten- oder Tannenbaum, sodass Nikolausi nur noch die Geschenke an die Zweige zu hängen und die Kerzen anzuzünden brauchte.

All diese neuen Ideen und Einfälle und die liebevolle Art, mit der sie über die Welt verbreitet wurden, hatten zur Folge, dass die Kinder schon lange vor Weihnachten sehnsüchtig auf jene Nacht hinfieberten, da ihr Freund Sankt Nikolaus sie besuchen würde.

Diese Neugier und spannungsvolle Erwartung beschäftigte die Kleinen sehr stark, sodass sie voller Vorfreude dem Tag entgegenfiebern und sich fragen, was wohl geschehe, wenn Sankt Nikolaus das nächste Mal zu ihnen käme.

Erinnert ihr euch noch an den hartherzigen Baron von Braun, der Nikolausi einstmals aus seiner Burg hinauswerfen ließ und ihm verbot, seine Kinder zu besuchen?

Nun, viele Jahre später, nachdem der alte Baron das Zeitliche gesegnet hatte und sein Sohn an seiner Stelle regierte, kam der neue Baron von Braun zu Sankt Nikolaus in die Hütte im Tal des Lachens. Er wurde von einem großen Tross aus Rittern, Knappen und Pferdeknechten begleitet. Als er Nikolausi sah, sprang er von seinem Ross, riss sich vor dem Freund aller Kinder den bunten Hut vom Kopf und verbeugte sich tief.

„Mein Vater erkannte deine Güte und die Wohltaten deines Handelns nicht“, sagte er. „Und deshalb drohte er dir, dich an der höchsten Zinne der Burg aufzuhängen, solltest du dich noch einmal in seine Nähe wagen. Doch ich habe mittlerweile selber Kinder, die sich schon so lange sehnlichst wünschen, dass du auch sie besuchst. Deshalb bin ich zu dir gekommen, um dich darum zu bitten, dass du ihnen ebenfalls jene Gunst erweist, die du auch anderen Kindern gewährst.“

Nikolausi freute sich über diese Rede, da die Burg des Barons der einzige Ort auf der Welt war, den er nie wieder aufgesucht hatte.

Und so versprach glücklich, dass er zum nächsten Weihnachtsfest auch zu den Kindern des Barons eilen würde, um ihnen Geschenke zu bringen.

Der Baron ritt zutiefst erleichtert wieder nach Hause und Nikolausi hielt sein Versprechen.

Teil III

Tod und Leben

Kapitel 1

Der Mantel der Unsterblichkeit

Jetzt kommen wir zu einem Wendepunkt in Sankt Nikolaus' Werdegang, und es ist meine Pflicht auf einen der wichtigsten Einschnitte zu sprechen zu kommen, der das Leben seit der Erschaffung der Welt und so auch das Leben der Menschen von Anbeginn an prägt.

Wir haben den Lebensweg von Nikolausi verfolgt, seit er von der Waldnymphe Nezilia als hilfloses Baby gefunden und adoptiert worden war.

Wir sahen ihn zu einem jungen Mann heranwachsen, der schließlich den Zauberwald von Börsie verließ.

Und wir wissen, wie er damit begann, sich im Tal des Lachens mit der Herstellung von Spielzeug zu beschäftigen, das er mit Unterstützung der Unsterblichen an die Kinder der ganzen Welt verteilen konnte.

Viele, viele Jahre lang konnte er sich dieser noblen Aufgabe widmen. Denn das einfache, von harter Arbeit geprägte Leben verlieh ihm Ausdauer, Kraft und eine lang anhaltende Gesundheit. Und ohne Zweifel kann ein Mensch an einem sorgenfreien und friedlichen Ort wie dem Tal des Lachens viel länger leben als in irgendeinem anderen Teil der Welt.

Trotzdem wurde Sankt Nikolaus mit den Jahren immer älter. Der lange goldbraune Bart, der anfangs seinen Hals und schließlich auch einen Teil der Brust bedeckte, bekam graue Strähnen und wurde schließlich ganz weiß.

Auch sein Haupthaar war jetzt schlohweiß geworden, und in seinen Augenwinkeln hatten sich viele kleine Fältchen gebildet, die man besonders dann bemerkte, wenn er lachte.

Ein besonders schlanker Mann war es ja nie gewesen, aber jetzt wurde er dick und rundlich und watschelte beim Laufen wie eine Ente.

Doch ungeachtet dieser Veränderungen blieb er so lebhaft und fröhlich wie eh und je, und auch sein freundliches, zuvorkommendes, uneigennütziges Wesen blieb das gleiche.

Ebenso wie seine blitzenden Augen, die auf dieselbe strahlende Art leuchteten, wie sie es getan hatten, als er in seinen jungen Jahren ins Tal des Lachens kam.

Für jeden Sterblichen kommt irgendwann die Zeit, dass er diese Dimension der Welt zugunsten einer anderen verlassen muss.

So wundert es nicht, dass seine treuen Rentiere, die seinen Schlitten so viele, viele Male Heiligabend gezogen hatten, eines Nachts untereinander munkelten, dass sie diese stets abenteuerliche Reise heute wohl das letzte Mal unternommen hätten.

Viele Bewohner des Zauberwalds stimmte diese Nachricht sehr traurig, und ein Schatten legte sich über das Tal des Lachens, denn jedes Lebewesen, das Nikolausi kannte, hatte ihn lieb gewonnen und sich am Klang seiner Schritte oder seinem munteren Pfeifen erfreut.

Nun, es war tatsächlich so, dass die letzte Reise den alten Mann so sehr mitgenommen hatte, dass er sich nach seiner Rückkehr nicht wie gewohnt in die Werkstatt setzte, um neues Spielzeug herzustellen, sondern auf sein Bett legte und erschöpft in einen tiefen Traum versank.

Die unsterbliche Nymphe Nezilia, die ihn als seine Waldmutter großgezogen hatte, war unverändert jugendlich, stark und wunderschön anzusehen, und es kam ihr vor wie das Ver-

streichen weniger Wimpernschläge, die zwischen dem nun alten, weißhaarigen, bärtigen Mann lagen und jener Zeit, da sie ihn als kleines, unschuldiges, rosiges Baby in den Armen geschaukelt und er sie dabei angelächelt hatte.

Darin besteht der grundlegende Unterschied zwischen den Sterblichen und den Unsterblichen.

Zufällig kam in jenen Tagen der große Ärz in den Zauberwald. Nezilia suchte ihn mit sorgenumwölktem Blick auf und berichtete ihm von der Schicksalswendung, die das Leben ihres Freundes Nikolausi nun unausweichlich überschattete.

Der Gebieter der Wälder erstarrte, lehnte sich auf den Stiel seiner Axt und zwirbelte minutenlang gedankenverloren in seinem grauen Bart herum. Dann streckte er sich auf einmal in die Höhe, blickte entschlossen in eine unbestimmte Ferne und hob seinen rechten Arm, als sei er im Begriff etwas sehr Bedeutendes zu tun.

In der Tat war ihm in diesem Moment ein so überwältigender, großartiger Gedanke durch den Kopf gegangen, dass alle Welt sich vor dem Gebieter der Wälder verbeugen und seinen Namen auf ewig preisen sollte!

Jeder weiß, dass wenn der große Ärz keine Minute lang zögert, etwas in die Tat umzusetzen, wozu er sich entschlossen hat. Er rief seine flinksten Boten zu sich und sandte sie augenblicklich an verschiedene Orte der Welt aus. Als das geschehen war, wandte er sich an die besorgte Nezilia, beruhigte sie und sagte:

„Bleib zuversichtlich, mein Kind. Noch lebt unser Freund ja. Und jetzt laufe zu deiner Königin und sage ihr, dass ich eine Versammlung aller Unsterblichen für diese Nacht hier in Börsie einberufen habe.

Wenn man mir gehorcht und meiner Bitte entspricht, wird Nikolausi mit seinen Rentieren für unzählige weitere Jahre mit seinem Schlitten auf Reisen gehen können.“

Gegen Mitternacht erfüllte ein wunderliches Treiben den uralten Zauberwald von Börsie, als sich zum ersten Mal seit vielen Jahrhunderten die Anführer, Königinnen und Könige, Prinzen und Prinzessinnen aller Unsterblichen der ganzen Welt hier versammelten.

Da war die Königin der Quellen, deren kristallene Schönheit jeden blendete. Ständig tröpfelten Wassertropfen aus ihrem hellen Haar auf das Moospolster, auf dem sie Platz genommen hatte.

Neben ihr saß der König des Schlafes, der ein langes Zepter mit sich führte, aus dem Schwaden von Traumstaub entweichen, die bewirkten, dass kein Sterblicher lange genug wach bleiben konnte, wenn er in der Nähe war, weshalb unter den Sterblichen auch noch keiner seiner ansichtig wurde.

An seiner Seite hockte der König der Zwerge, dessen Volk die unterirdischen Regionen unter der Erdoberfläche beherrschten, wo sie über wertvolle Metallhorte und Edelsteinlager wachten.

Rechterhand von ihm stand der König der Klänge, der über Flügel an seinen Fersen verfügte.

Sein unsichtbares Volk vermochte so schnell durch die Lüfte zu eilen, dass es jeden Laut, der irgendwo erzeugt wurde, in Windeseile weitertragen konnte.

Wenn seine Leute auch meistens nur damit beschäftigt sind, die Geräusche über kurze Strecken zu transportieren, so nehmen einige von ihnen sie dann und wann auch über viele Meilen mit auf die Reise, sodass sie noch in großen Entfernungen zu hören sind.

Der Klangkönig hatte ein banges, verhärmtes Gesicht, da viele seiner Luftgeister jahrein, jahraus nichts anderes zu tun haben, als lautes, unsinniges Geschrei und unerträglichen Lärm weiterzutragen, während sie viel zu selten mit dem Transport wohltonender Klänge beauftragt werden.

Der Nächste im Kreis der Unsterblichen war der König der Sturmdämonen und Windgeister, ein unruhiger, rastloser Geselle, der nur mit Mühe ruhig an einer Stelle verbleiben kann und dem es sichtlich schwerfiel, überhaupt an dieser Versammlung teilzunehmen.

So versuchte er immer wieder sich aufbrausend davonzumachen, sodass es die Aufgabe der Feenkönigin war, jedes Mal ihre kunstvolle Frisur, zu der sie ihre langen goldenen Haare aufgesteckt hatte, zu lösen und ihn mit einem Schütteln ihres Kopfes wieder einzufangen, an den Ohren zu packen und zurück zu holen.

Doch sie beklagte sich nicht, denn eigentlich kam es nicht oft vor, dass sich der König der Windgeister und Sturmdämonen ins Herz des Zauberwaldes verirrte.

Neben der Feenkönigin, deren Heimat bekanntlich ja in Borsie lag, kam auch der König der Lichtelfen zusammen mit zwei Begleitern: dem Prinzen Blitz und dem Prinzen Dämmerung.

Er ging ohne seine Prinzen nirgendwohin, da sie derart unberechenbar waren, dass er es nicht wagte, sie allein zu lassen.

Prinz Blitz hielt ein Gefäß mit Grellpulver in der rechten und eine Donnerbüchse in der linken Hand und sein flinker, scharfer Blick huschte ständig umher, sodass niemand sicher sein konnte, ob er sein blendendes Pulver nicht im nächsten Augenblick entzünden wollte.

Prinz Dämmerung hatte dagegen einen riesigen Zerstäuber dabei, sowie einen großen dunklen Umhang; und es war gut, immer ein Auge auf ihn und seinen Zerstäuber und seinen Mantel zu haben, da es ihm ansonsten einfiel, Dunkelheit in die Luft zu blasen und mit seinem Umhang jede Helligkeit abzudecken.

Wie jeder weiß, ist die Dunkelheit der Erzfeind des Königs der Lichtelfen.

Zusätzlich zu den bereits erwähnten Unsterblichen kam der König der Aischen, der sich in seinem Ferienschungel in Indien aufgehalten hatte, und der König aller Minorkos, der zwischen den lieblichen Blumen und süßen Früchten von Valencia lebte. Und schließlich vervollständigte Turlina, die zarte Königin der Waldnymphen, den Kreis der Unsterblichen.

Doch in der Mitte der Versammlung saßen noch drei andere, die über so große Macht verfügten, dass ihnen alle Königinnen und Könige, Prinzen und Prinzessinnen ihren Respekt bezeugten.

Da war an erster Stelle der große Arzt zu nennen, der Meister der Wälder, Haine und Obstgärten.

Neben ihm war der große Knollkern, der Meister der Felder und Acker, der über das Korn und das Getreide herrscht und über die Wiesen, Auen und Gärten.

Und schließlich saß dort noch Aigu, der Gebieter über die Weltenmeere, der die Weiten der Ozeane beherrscht und alles, was darin schwimmt. Alle anderen Unsterblichen stehen in mehr oder weniger großer Abhängigkeit von diesen Dreien.

Nachdem alle versammelt waren, erhob sich der Meister der Wälder und begrüßte die Anwesenden, da er es gewesen war, der die Versammlung einberufen hatte.

Mit klaren und eindeutigen Worten erzählte er ihnen von Nikolausi, angefangen bei der Zeit, als er als kleines Baby von den Unsterblichen des Zauberwaldes, namentlich von Nezi-
lia, adoptiert worden war, und schilderte seinen Werdegang als großer Wohltäter, der seine Kraft und sein Leben in unvoreingenommener und uneigennütziger Weise einer einzigen Aufgabe gewidmet hatte, nämlich die Kinder dieser Welt glücklich zu machen.

„Und jetzt“, sagte Ärz, „da er die Liebe der ganzen Welt gewonnen hat, lauert der Geist des Sensenmannes direkt hinter ihm.

Von allen Menschen, die auf dieser Erde bisher gelebt haben, verdient kein anderer das Geschenk der Unsterblichkeit mehr als er. Denn der Verlust eines solchen Lebens würde die Menschheit mit untröstlicher Trauer erfüllen, solange sie Kinder hervorbringt, die ihn vermissen und ihm nachweinen werden.

Wir Unsterblichen sind die Diener dieser Welt und dieser Welt zu dienen war von Anbeginn an unsere Aufgabe. Doch wer von uns verdient die Unsterblichkeit mehr als dieser Nikolausi, der so beharrlich und ausdauernd und liebevoll den Kindern der Menschen dient?“

Er hielt inne und ließ seinen Blick über die Versammelten schweifen, die ihm aufmerksam zugehört hatten und dabei zustimmend nickten. Schließlich durchbrach der König der Windgeister und Sturmdämonen, der leise vor sich hingepfiffen hatte, das Schweigen und rief:

„Was ist dein Begehrt, großer Ärz?“

„Nikolausi den Mantel der Unsterblichkeit zu verleihen!“, erwiderte Ärz entschlossen. Dass diese Forderung die Unsterblichen gänzlich unvorbereitet traf, sah man an ihren plötzlichen Reaktionen.

Sie sprangen hoch, starrten sich ungläubig und entgeistert an und blickten dann verwundert zu Ärz. Es handelte sich um eine sehr schwerwiegende Angelegenheit, den Mantel der Unsterblichkeit mit jemand anderem zu teilen.

Die Königin der Quellen sprach in ihrer klaren, feinen Art aus, was viele dachten, und ihre Worte klangen wie Regentropfen, die an ein Fenster prasselten.

„Auf der ganzen Welt gibt es nur einen einzigen Mantel der Unsterblichkeit“, sagte sie.

Der König der Klänge fügte hinzu:

„Er existiert seit Anbeginn der Zeiten und kein Sterblicher hat sich je seiner würdig erwiesen.“

Und der Gebieter über die Meere erhob sich, streckte seine welligen Glieder und sprach: *„Nur bei einstimmiger Zustimmung aller Unsterblichen kann der Mantel der Unsterblichkeit einem Sterblichen verliehen werden.“*

„Das ist mir alles bekannt“, erwiderte Ärz mit leiser Stimme. *„Aber der Mantel existiert. Und wenn er geschaffen wurde, wie du sagst, zu Anbeginn der Zeiten, dann geschah es, weil der große Gebieter, der über uns alle herrscht, wusste, dass irgendwann einmal der Tag kommen würde, da er gebraucht würde.“*

Bis jetzt hat sich kein Sterblicher seiner würdig erwiesen, doch wer unter euch widerspricht mir, wenn ich feststelle, dass der gute Nikolausi ihn verdient? Möchtet ihr nicht alle zustimmen, ihm den Mantel zu verleihen?“

Niemand sagte auch nur ein Wort. Jeder forschte fragend im Gesicht des anderen. *„Wozu soll der Mantel der Unsterblichkeit gut sein, wenn ihn niemand trägt?“*, fügte Ärz noch hinzu.

„Welchen Nutzen bringt er einem jedem von uns, wenn er weiterhin für alle Zeiten in seinem einsamen Schrein verbleibt?“

„Genug jetzt!“, rief der Zwergenkönig. „Wir werden über diese Angelegenheit abstimmen, mit Ja oder mit Nein. Ich für meinen Teil sage Ja!“

„Auch ich sage Ja!“, fügte die Feenkönigin spontan hinzu, was Ärz mit einem freundlichen Lächeln beantwortete.

„Die Leute meines Volkes in Börsie haben mir oft berichtet, wie sehr ihnen Nikolausi an Herz gewachsen ist, deshalb stimme auch ich dafür, Nikolausi den Mantel zu verleihen!“, sagte der König der Minorkos.

„Er arbeitet seit Langem gut mit meinen Leuten zusammen“, rief der König der Aischen. „Gebt ihm den Mantel der Unsterblichkeit!“

„Ja, er soll ihn haben - haben!“, säuselte der König der Windgeister.

„Warum eigentlich nicht?“, fragte der König des Schlafes. „Er hat noch niemals bei einem der Menschen, die er besucht, den Schlummer, den die Angehörigen meines Volkes über die Sterblichen bringen, gestört. So soll denn Nikolausi unsterblich werden!“

„Auch ich habe nichts dagegen einzuwenden“, sagte der Klangkönig.

„Mir ist es auch recht!“, murmelte die Königin der Quellen.

„Wenn Nikolausi diesen Mantel nicht bekommt, dann wird ihn nie jemand erhalten“, bemerkte der König der Lichtelfen. „Deshalb sollten wir diese Frage jetzt für alle Zeiten mit einem Ja beantworten.“

„Die Waldnymphen waren die Ersten, die ihn adoptiert hatten“, sagte Königin Turlina. „Natürlich stimme ich dafür, ihm die Unsterblichkeit zu verleihen.“

Ärz wandte sich jetzt an Kern, den großen Gebieter über die Felder, der seinen Arm hob und nur einziges Wort sprach:

„Ja!“

Und auch der große Gebieter über die Meere stimmte zu, so dass Ärz schließlich mit Freude in den Augen und einem breiten Lächeln im Gesicht ausrief:

„Ich danke euch, unsterbliche Gefährten! Da alle mit Ja gestimmt haben - wie es in unserer Macht lag - soll Nikolausi also der Mantel der Unsterblichkeit verliehen werden!“

„Dann wollen wir diesen Beschluss so schnell wie möglich in die Tat umsetzen, denn ich bin in großer Eile!“, hauchte der König der Windgeister und Sturmdämonen.

Im Nu verschwanden sie alle und von einem Augenblick zum nächsten lag der Versammlungsplatz inmitten des Zaubervaldes verlassen im Schein des Mondes.

Aber zur gleichen Zeit an einem anderen Ort, ziemlich genau in der Mitte zwischen Himmel und Erde, erschien auf einmal ein kostbarer, leuchtender Schrein, geschaffen aus Gold und Platin, verziert mit zahllosen Edelsteinen, Perlen und Diamanten.

In seinem Inneren, so groß wie ein Dom, hing der wertvolle Mantel der Unsterblichkeit und jeder Unsterbliche legte eine Hand auf seinen Saum und alle sprachen mit einer einzigen Stimme:

„Wir verleihen diesen Mantel der Unsterblichkeit an Nikolausi, den man den Heiligen der Kinder nennt!“

Darauf löste sich der wundersame Mantel aus seiner Verankerung und die Unsterblichen brachten ihn zu jener Hütte im Tal des Lachens, in der Nikolausi zu Hause war.

Dort schlich der Geist des Sensenmannes bereits dicht um das Bett herum, in dem Nikolausi lag, doch als die Unsterblichen erschienen, sprang er hoch und bedachte sie mit verärgerten Gesten. Dann aber erblickte er den Mantel, den sie mit sich führten, und schrumpfte vor aller Augen zusammen. Mit einem lauten Heulen voller Missgunst verzog er sich und verließ das Haus für immer.

Leise und ohne etwas zu sagen, legten die Unsterblichen den kostbaren Mantel über den schlafenden Nikolausi und er umschloss auf wundersame Art seinen Körper und verschmolz mit ihm auf unsichtbare Weise. Er wurde zu einem Teil seiner selbst, und niemand, kein Unsterblicher und erst recht kein Sterblicher konnte ihm den Mantel jemals wieder nehmen. Dann verschwanden die Königinnen und Könige, Prinzen und Prinzessinnen, nachdem sie diese unschätzbare, große Tat vollbracht hatten, aus der Hütte und kehrten in ihre jeweiligen Heimatorte zurück. Und ein jeder war sehr zufrieden, ihrem Kreis einen weiteren Unsterblichen zugesellt zu haben.

Nikolausi hatte von all dem nichts bemerkt. Er schlief und währenddessen pulsierte das rote Blut des ewigen Lebens durch seine Adern und auf seiner Stirn über der linken Augenbraue befand sich ein Wassertröpfchen, das der Königin der Quellen aus den Haaren getropft war.

Auf seinen Lippen aber ruhte der sanfte Kuss, den die Waldnympe Nezilia in einem unbemerkten Augenblick dort zurückgelassen hatte, als die anderen Unsterblichen sich aufmachten, die Hütte zu verlassen.

Kapitel 2

Als auch die Welt älter wurde

Als Nikolausi am nächsten Morgen seine Augen öffnete und sich in dem ihm so vertrauten Raum umsah, von dem er angenommen hatte, dass er ihn nie wieder betrachten könnte, bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, dass die alten Kräfte in seinen Körper zurückgekehrt waren und er fühlte, wie das Blut vollkommener Gesundheit in ihm pulsierte.

Er sprang aus dem Bett und stellte sich ans Fenster, wo die strahlende Morgensonne schien und ein Gefühl grenzenloser Dankbarkeit überwältigte ihn.

Er ahnte in diesem Moment noch nichts von dem, was sich in der Nacht zuvor ereignet hatte, da sein langer Bart immer noch schneeweiß war und auch die Lachfältchen um seine klaren Augen keinesfalls verschwunden waren.

Dessen ungeachtet fühlte sich der alte Sankt Nikolaus wie ein Junge von sechzehn, siebzehn Jahren und schon bald ertönte in seiner Hütte das vertraute, fröhliche Pfeifen, während er sich eifrig daran machte, neues Spielzeug herzustellen.

Später am Tag besuchte ihn Ärz und erzählte ihm vom Mantel der Unsterblichkeit, und wie ihn sich Nikolausi dank seiner großen Güte und Zuneigung zu allen Kindern der Welt erworben hatte.

Diese Nachricht ließ ihn jäh sekundenlang erstarren, er konnte es einfach nicht fassen, auf solche Weise ausgezeichnet worden zu sein; aber es erfüllte ihn auch mit unaussprechlichem Glück, als er begriff, dass er dank dieser wundervollen Gabe niemals wieder würde fürchten müssen, von den Kindern, die ihm alles bedeuteten, getrennt zu werden.

Auf der Stelle begann er damit, noch außergewöhnlichere Spielsachen herzustellen und das alles in viel größeren Mengen als je zuvor.

Denn von nun an, so beschloss er auf der Stelle, sollte es keine Kinder auf der Welt mehr geben, egal ob arm oder reich, die an Weihnachten nicht mit einem Geschenk bedacht würden.

Als Nikolausi seine Arbeit aufgenommen hatte, Puppen und Figuren schnitzte und damit die Herzen der Kinder gewann - damit eine so vielfältige Liebe, dass er sich letztlich den Mantel der Unsterblichkeit verdiente, war die Welt noch jung.

Und die selbst auferlegte Verpflichtung, jedes Kind der Menschen einmal im Jahr mit einem Geschenk zu bedenken, schien ihm dank des Schlittens und seiner Rentiere nicht allzu schwierig in die Tat umzusetzen.

Doch mit jedem Jahr kamen mehr Kinder auf die Welt. Und diese schwärmten über alle Länder und Erdteile der Welt - kaum dass sie groß geworden waren - bauten neue Häuser, gründeten neue Städte und neue Länder, sodass Nikolausi von Jahr zu Jahr mit immer größeren Paketen voller Spielsachen in immer weitere Regionen fahren musste und seine Reisen jedes Mal ausgedehnter wurden.

Schließlich kam der Zeitpunkt, da er nicht mehr umhinkonnte, seine unsterblichen Gefährten um Hilfe bei der Arbeit zu bitten, damit auch ja keines aus der stetig wachsenden Schar neuer Kinder vergessen würde.

Da ihn die Unsterblichen in seiner Arbeit schon immer wohlwollend beraten und unterstützt hatten, machten sie ihm großzügige Hilfsangebote.

Ärz sandte ihm einen seiner treuesten Helfer, namens Loner, dem man Verschwiegenheit und Geschicklichkeit nachsagte.

Der Prinz der Aischen schickte ihm Gali, mit dem Nikolausi schon seit Langem befreundet war. Der Prinz der Minorkos stellte ihm Franzi zur Seite und die Feenkönigin bat Tierno, ein kleines, schüchternes, aber zutiefst liebenswürdiges Wesen, ihm zu helfen.

Sie unterstützt ihn zusammen mit vielen anderen Unsterblichen bis zum heutigen Tag und kennt mittlerweile die Namen aller Kinder fast ebenso gut wie Nikolausi selbst.

Mit ihrer aller Hilfe ging die Arbeit wieder leicht von der Hand. Jetzt war immer jemand da, der sich um den Schlitten kümmerte oder die Werkstatt in Ordnung hielt, sodass sich Nikolausi leichter auf seine eigentliche Arbeit konzentrieren konnte, jedes Jahr Unmengen an Geschenken und Spielzeug herzustellen.

Und so folgte ein Weihnachtsfest auf das nächste und seine Tage verstrichen ausgeglichen und erfüllt.

Doch ein paar Generationen später wuchsen seine Sorgen wieder, als sich herausstellte, wie sehr sich die Menschen vermehrten und wie viele neue Kinder in jedem neuen Jahr bedacht werden mussten.

Kaum hatten die Menschen eine neue Stadt gegründet und das vorhandene Land besiedelt, reichte der Platz alsbald nicht mehr für alle und ganze Scharen bestiegen die Schiffe, um zu neuen Kontinenten aufzubrechen und sich dort anzusiedeln.

Dabei drangen die Menschen tief in die Wälder vor, die einst zu Ärz' Reich gehörten und aus den Bäumen, die sie fällten, bauten sie neue Hütten, Häuser, Dörfer, Städte, während sich dort, wo früher Wälder waren, nun Äcker und Felder ausbreiteten und große Weiden für das Weidevieh entstanden.

Ihr denkt nun vielleicht, dass sich der Gebieter über die Wälder gegen den Verlust so vieler Bäume gewehrt hätte, aber dem war nicht so.

Die Weisheit des großen Ärz ist schier grenzenlos und er überblickt Zeiträume jenseits unserer Vorstellungskraft. „Die Welt wurde für den Menschen gemacht“, sagte er einmal zu Nikolausi, „und ich habe die Wälder gehütet und bewacht, bis er sie brauchte.“

Ich bin stolz darauf, dass meine großen, starken Hölzer ihn in seinen Häusern vor Unwetter schützen und während des Winters seinen schwachen, frierenden Leib wärmen.

Aber ich hoffe sehr, dass er nicht die Dummheit begeht und alle Bäume fällt, ohne dafür zu sorgen, dass neue nachwachsen, und dass er die Wälder im Sommer so hegt und pflegt, wie ihn umgekehrt die Wärme des Holzfeuers in den kalten Tagen belebt. Und so sehr sich die Menschen auch über diese Welt ausbreiten mögen, bin ich mir doch sicher, dass sie zu keiner Zeit in den Zauberwald vordringen werden, weder nach Börsie noch in den Großen Schwarzen Wald oder den Dschungel von Brasiland.

Solange sie unter den ältesten Stämmen meiner Wälder nur den Schatten suchen, wird alles in Ordnung sein.“

Die Ozeane zwischen den Kontinenten bedeuteten für die Reisen von Sankt Nikolaus kein großes Hindernis. Sein treues Rentiergespann flog über die Wasser genauso schnell wie übers Land und sein Schlitten eilte schneller als der Wind von Küste zu Küste und von Ost nach West und folgte so dem Lauf der Sonne.

Dadurch konnte Sankt Nikolaus auf seinen Reisen die ganzen vierundzwanzig Stunden des Tages zu jeder Weihnacht nutzen und seine Tiere liebten diese wundersamen Fahrten mehr und mehr.

So verging Jahr um Jahr, und eine Generation folgte auf die Nächste, und ein neues Jahrhundert wich dem kommenden, und die Welt wurde älter und älter, während die Menschheit wuchs und mit ihr die Arbeit des Sankt Nikolaus.

Gleichermaßen verbreitete sich aber auch der gute Ruf seiner guten Taten überall dort, wo Kinder zu Hause waren.

Die Kleinen liebten ihn und die Väter und Mütter verehrten ihn aus Dankbarkeit für das Glück, das er unter den Kindern verbreitete; und die Großmütter und Großväter gedachten seiner in ihren bittersüßen Erinnerungen und segneten seinen Namen.

Kapitel 3

Sankt Nikolaus und seine Helfer

Allerdings gab es ein großes Problem in der Entwicklung der menschlichen Zivilisation. Über dieses Problem musste Sankt Nikolaus lange nachdenken und sich auch hilfesuchend an sein Unterbewusstsein wenden, bevor er eine Lösung fand.

Zum Glück handelte es sich um die letzte Prüfung, der er sich unterziehen musste.

An einem Heiligen Abend, als seine Rentiere auf das Dach eines neuen Gebäudes sprangen, wurde Nikolausi von der Tatsache überrascht, dass die Kamine, die in dieses Haus eingebaut worden waren, nun viel enger und schmaler waren, als er sie bislang gewohnt war.

Da er keine Zeit hatte, lange über dieses Problem nachzudenken, atmete er so tief aus, wie es ihm möglich war, und machte sich damit so klein, dass er schließlich mit Ach und Krach in den Schornstein hineinpasste.

„Ich müsste aber bald unten sein“, überlegte er, doch seine Rutschpartie ging immer weiter, und als er endlich unten ankam, war dort keine der üblichen Feuerstellen, sondern er befand sich inmitten eines dunklen, staubigen Kellers.

„Das ist dumm gelaufen!“, rief er. *„Wenn es hier keine Feuerstelle gibt, wofür ist dieser Kamin dann da?“*

Er kletterte mühselig wieder nach oben, fand während seines Aufstiegs ein kleines dünnes Rohr, das in den schmalen Schacht mündete, wusste aber nicht, wofür es gemacht war.

Als er wieder oben auf dem Dach ankam, sagte er zu seinen Tieren:

„Das war völlig zwecklos hier hinabzusteigen. Es gibt nirgendwo eine Feuerstelle, durch die ich ins Innere des Hauses gekommen wäre. Ich fürchte, ich kann den Kindern, die hier leben, keine Geschenke dalassen.“

Sie setzten ihren Weg fort und kamen schon bald zu einem weiteren neuen Haus mit einem derart engen Kamin.

Das veranlasste Nikolausi sorgenvoll seinen Kopf zu schütteln, doch unbeirrt versuchte er, auch hier ins Innere zu gelangen, doch das Ergebnis war genau das gleiche wie zuvor. Schlimmer noch, hier blieb er beinahe in dem engen Schacht stecken und seine Jacke bekam einen langen Riss beim Versuch wieder herauszukommen, sodass er sich schweren Herzens entschloss, einen derartigen Abstieg nicht noch einmal zu unternehmen, als er weitere dieser Schornsteine auf neu errichteten Gebäuden vorfand.

„Was denken sich die Leute nur dabei, solch nutzlose Kamine zu bauen?“, rief er verzweifelt. *„In all den Jahren meiner Reisen ist mir so etwas nicht untergekommen!“*

Wohl wahr; doch Nikolausi hatte hier nicht nur einfach herausgefunden, dass inzwischen Öfen und Heizungen erfunden worden waren und immer mehr in Gebrauch kamen, sondern er wunderte sich über die Gedankenlosigkeit der Erbauer, wo doch jeder wusste, dass er durch die Kamine kletterte, um in die Häuser zu kommen.

Die Menschen, die solche neuen Häuser bauten, schienen das Glück vergessen zu haben, als sie selbst noch klein waren und sich über Weihnachtsgeschenke freuten.

Wie auch immer die Erklärung dafür lauten mochte, die betroffenen Kinder in jenen Häusern machten die bittere Erfahrung der Vernachlässigung und Enttäuschung.

Im kommenden Jahr musste Sankt Nikolaus feststellen, dass die neue Bauweise der Häuser sich noch weiter ausgebreitet hatte. Und im darauffolgenden Jahr gab es noch mehr davon. Im dritten Jahr waren sie bereits so zahlreich, dass er sogar einige Geschenke wieder mit zurück ins Tal des Lachens zurückbrachte, da er sie nicht mehr an die Kinder verteilen konnte.

Damit war die Angelegenheit wirklich so ernst geworden, dass der gute Mann sich große Sorgen machte. Er beschloss, sein Problem mit Loner, Gali, Franzi und Tierno zu besprechen.

Loner wusste schon einiges über diese Schwierigkeiten, da es zu seinen Aufgaben gehörte, überall auf der Welt vor Weihnachten herumzulaufen und all jene Zettel und Briefchen einzusammeln, in denen die Kinder ihre Wünsche notiert hatten, welche Spielsachen sie sich wünschten, was sie am liebsten in ihren Strümpfen oder am Weihnachtsbaum vorfinden würden. Doch Loner war ein schweigsamer Geselle und verlor selten ein Wort über das, was er in den Städten und Dörfern zu sehen bekam. Die übrigen Helfer wussten nichts über diese Angelegenheit.

„Diese Menschen tun so, als ob sie wünschten, dass ihre Kinder unglücklich sind!“, sagte der feinfühlige Gali, als Nikolausi das ganze Ausmaß der Situation schilderte. *„Was für eine absurde Vorstellung, den besten Freund der Kinder auszusperren!“*

„Aber es ist meine Aufgabe, die Kinder fröhlich zu machen und zwar egal, ob ihre Eltern das wollen oder nicht“, erwiderte Nikolausi. *„In jenen, lange zurückliegenden Jahren, als ich damit begann, Spielzeug für die Kinder herzustellen, wurden sie von ihren Eltern oft noch viel mehr vernachlässigt als heute. Ich habe deshalb gelernt, keine Rücksicht auf gedankenlose oder selbstsüchtige Eltern zu nehmen, und hatte immer nur einzig und allein das Wohl der Kinder im Auge.“*

„Das ist ganz und gar richtig“, sagte Franzi, der Minor-ko. „Viele Kinder verlieren den Glauben an dich als gutem Freund, wenn du sie auf deinen Reisen nicht berücksichtigen kannst.“

„Dann“, wisperte Tierno mit einem verlegenen Lächeln, „müssen wir eben jeden Gedanken an diese neuen Kamine beiseiteschieben und wie die Einbrecher werden, die sich auf andere Weise Zutritt zu den Häusern verschaffen.“

„Auf welche Weise?“, fragte Nikolausi.

„Nun, für Feen sind dicke Mauern aus Holz oder Stein kein Hindernis. Ich kann ohne Probleme durch Wände gehen, wann immer ich es will, und Gali und Franzi und Loner beherrschen diese Fähigkeit ebenso. Ist es nicht so, Freunde?“

„Ich gehe oft durch verschlossene Türen, ohne sie zu öffnen, oder durch verriegelte Fenster, ohne sie aufzumachen, oder direkt durch die Mauern, um die Wunschzettel einzusammeln“, sagte Loner.

Und das war eine ungewöhnlich lange Rede für ihn, sodass Gali, Franzi und Tierno fast die Augen aus ihren Gesichtern fielen, so verblüfft waren sie.

„Deshalb“, so fuhr er fort, „solltest du uns auf der nächsten Reise einfach mitnehmen. Und wenn wir zu einem neumodischen Haus kommen, das keine Feuerstelle mehr hat, sondern Öfen oder Heizungen, dann werden wir eben die Geschenke an die Kinder zu verteilen, denn wir brauchen dazu keinen Kamin.“

„Das scheint mir ein ausgezeichnete Plan zu sein“, antwortete Nikolausi und ein zufriedenes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. „Wir werden das im nächsten Jahr ausprobieren.“

So kam es, dass am kommenden Weihnachtsfest neben dem Meiser noch vier weitere Wesen zusammen mit im Schlitten saßen. Von nun an gab es keine Probleme mehr in die modernen Häuser hineinzukommen und den Kindern die ihnen zgedachten Geschenke zu bringen.

Ihre unschätzbare Hilfe entlastete Nikolausi nicht nur, sie ermöglichte ihm auch, dass er seine eigenen Aufgaben schneller und besser erledigen konnte.

Die Folge war, dass sie mit einem leeren Schlitten schon eine gute Stunde vor Morgengrauen ins Tal des Lachens zurückkamen.

Nur der kleine neckische Franzi konnte es nicht lassen, die Rentiere mit einer langen Feder zu triezen, um zu sehen, wie sie sprangen, weshalb Nikolausi ständig ein wachsames Auge auf das freche Kerlchen haben musste. Immer wenn er allzu übermütig wurde, zwickte ihn Nikolausi in seine langen Ohren.

Doch alles im allem war die Reise ein großer Erfolg und seit diesem Tag begleiten die vier kleinen Helfer Sankt Nikolaus auf seiner alljährlichen Fahrt und helfen ihm bei der Verteilung der Geschenke.

Die Gleichgültigkeit der Eltern, die Nikolausi so sehr geärgert hatte, verlor sich sehr schnell. Er erhielt im Gegenteil viele Bitten von ihnen, sie in ihren Häusern zu besuchen und den Kindern seine Geschenke mitzubringen.

Um auch mit dieser Herausforderung fertig zu werden, bat er die Eltern seinerseits um Unterstützung.

„Seht zu, dass die Weihnachtsbäume schön hergerichtet sind, sodass ich ohne viel Zeit zu verlieren, die Geschenke daran hängen kann“, sagte er zu ihnen.

Und zu anderen sagte er: *„Achtet darauf, dass die Strümpfe der Kinder, bevor ich komme, allesamt bereit hängen, dann kann ich sie so schnell wie der Blitz befüllen.“* Manchmal, wenn er es mit besonders liebevollen Eltern zu tun hatte, drückte er ihnen auch einfach die Päckchen in die Hand und überließ es ihnen, sie unter ihren Kindern zu verteilen, während er schon in seinem Schlitten auf und davon eilte.

„Ich mache alle lieben Eltern zu meinen Gehilfen!“, rief er überschwänglich. *„Sie können mir bei meiner Arbeit helfen. Auf diese Weise kann ich wertvolle Minuten einsparen und noch mehr Kinder auf meiner Reise besuchen.“* So kam es, dass er neben den Kindern, die er direkt beschenkte, irgendwann auch damit begann, große Vorräte an Spielsachen in Spielzeuigläden abzuladen.

Eltern, die ihren Kindern noch zusätzlich etwas Gutes tun wollten, konnten dorthin gehen und weitere Geschenke erwerben. Der liebevolle Freund der Kinder wollte unbedingt, dass es keine Kinder ohne Spielsachen geben sollte.

Die Spielzeuigläden erwiesen sich darüber hinaus als äußerst praktisch, um krank gewordene Kinder rasch mit einem kleinen Geschenk aufzumuntern; und manchmal, gehen die Väter und Mütter vor Geburtstagen in diese Läden, um schöne Geschenke zu kaufen, mit denen sie den Ehrentag ihrer Kleinen versüßen.

Auf diese Weise, das versteht ihr jetzt, ist es Sankt Nikolaus möglich, überall auf der großen, weiten Welt dafür zu sorgen, dass Kinder schöne Geschenke bekommen.

Nun, es ist tatsächlich so, dass der alte Herr in unseren Tagen nur noch selten zu sehen ist. Doch, wie ich euch versichern kann, geschieht das nicht deswegen, weil er sich scheut, gesehen zu werden.

Sankt Nikolaus ist heute immer noch ein genauso großer Freund für alle Kinder wie in jenen längst vergangenen Tagen, als er noch die Zeit hatte, stundenlang mit den Kindern zu spielen.

Ich weiß, dass er das auch heute noch am liebsten täte. Dazu aber fehlt ihm jetzt die Zeit.

Rund um die Uhr ist er damit beschäftigt, Spielzeug herzustellen, das er in einer einzigen Nacht auf der ganzen Welt verteilen muss. So kommt es, dass er in dieser Nacht mit seinen Geschenken kommt und wie ein Blitz wieder verschwunden ist, ohne ihn überhaupt zu bemerken.

Und obwohl heute Millionen und Millionen von Kindern in aller Welt auf ihn warten, hat man ihn noch nie ein Wort darüber verlieren hören, dass es ihm zu viel der Mühe sei.

„*Je mehr, desto besser!*“, ruft er mit seinem fröhlichen Lachen.

Der einzige Unterschied zu früher besteht darin, dass seine vielen kleinen Helfer Jahr für Jahr schneller arbeiten müssen, um die Wünsche aller Kinder erfüllen zu können.

„*Etwas Schöneres als ein glückliches Kind gibt es nirgendwo auf der Welt*“, sagt der gute alte Sankt Nikolaus, und wenn es nach ihm geht, sind alle Kinder wunderschön, weil alle glücklich sind.

O. Henry war Verkäufer, Cowboy, Apothekengehilfe und Bankangestellter, und begann schließlich eine Anstellung als Journalist bei einer texanischen Zeitung.

Sein wahrer Name war William Sydney Porter.

Das ist O. Henry, der Verfasser der folgenden Kurzgeschichte.

Den Begriff „Bananenrepublik“ haben wir ihm zu verdanken (ursprünglich gemünzt auf Honduras).

Seit 1919 wird jährlich der „O.Henry-Preis“ für englischsprachige Kurzgeschichten verliehen.

Das Geschenk der Weisen

Amerikanischer Originaltitel:

The Gift of the Magi
1905

Ein Dollar und siebenundachtzig Cent. Das war alles. Und Eusechzig Cent davon waren Penny-Stücke. Pennys, die sie Cent für Cent dem Kaufmann, dem Fleischer und dem Gemüsehändler durch zähes Feilschen nach und nach abgehandelt hatte, bis es ihr die Schamröte ins Gesicht trieb, denn sie bemerkte sehr wohl, dass man ihr diese Pfennigfuchserie insgeheim als kleinlichen Geiz anlastete.

Dreimal zählte Della nach. Ein Dollar und siebenundachtzig Cent. Und morgen war Weihnachten.

Da blieb nun wirklich nichts anderes übrig, als sich auf das abgewetzte alte Sofa zu werfen und zu heulen.
Was Della denn auch tat.

Was uns zu der hochphilosophischen Betrachtung führt, dass das Leben aus Schluchzen, Schniefen und Lächeln besteht, wobei das Schniefen überwiegt.

Während die Dame des Hauses allmählich vom ersten Zustand in den zweiten hinübergleitet, wollen wir einen Blick in ihr Heim werfen.

Eine möblierte Wohnung für acht Dollar die Woche. Sie war nicht gerade bettelhaft zu nennen, außer für die Polizisten, die speziell auf Bettler gehetzt wurden.

Unten im Hausgang befand sich ein Briefkasten, in den nie ein Brief geworfen wurde, und ein Klingelknopf, dem keines Sterblichen Finger jemals einen Ton entlocken würde. Vervollständigt wird dieses Bild durch ein Schildchen mit der Aufschrift „Mr. James Dillingham Young“.

Den Namen „Dillingham“ hatte man in besseren Zeiten dort unten angebracht, als vorübergehender Wohlstand seinem Besitzer dreißig Dollar pro Woche einbrachte.

Jetzt war sein Einkommen auf zwanzig Dollar zusammengeschrumpft und die Buchstaben auf dem Namensschildchen waren von Wind und Wetter so ausgebleicht, dass sie aus-sahen, als trügen sie sich ernsthaft mit dem Gedanken, ob sie sich nicht besser zu einem bescheidenen und ganz anspruchs-losen „D“ zusammenziehen sollten; jedes Mal aber, wenn Mr. James Dillingham nach Hause kam und seine Wohnung be-trat, wurde er von Mrs. James Dillingham - die uns bereits als „Della“ bekannt ist - stürmisch umarmt und „Jim“ gerufen. Was eigentlich alles sehr schön ist.

Della hörte zu weinen auf und fuhr sich mit der Puderquaste über ihr tränenbenetztes Gesicht. Sie stand am Fenster und blickte trübselig einer grauen Katze zu, die in einem grauen Hinterhof einen grauen Zaun entlangschlich.

Morgen war Weihnachten, und sie hatte nur einen Dollar und siebenundachtzig Cent, um Jim ein Geschenk zu kaufen.

Seit Monaten hatte sie nach Kräften jeden Penny gespart - und das war alles, was dabei herausgekommen war. Mit zwanzig Dollar in der Woche kommt man nicht sehr weit. Sie hatte mehr Ausgaben gehabt als geplant.

Das ist ja immer so. Nur ein Dollar und siebenundachtzig Cent, um Jim ein Geschenk zu kaufen. Ihrem Jim.

Viele glückliche Stunden hatte sie damit verbracht, sich etwas Hübsches für ihn auszudenken. Etwas wirklich Feines, Sel-tenes, Kostbares, etwas, das, wenn auch halbwegs, der Ehre würdig sei, ihrem Jim zu gehören.

Zwischen den Fenstern des Zimmers hing ein schmaler, lan-ger Wandspiegel. „Trumeau“, nennt man solche Spiegel; vielleicht haben Sie sie schon in einer Acht-Dollar-Wohnung gesehen.

Nur eine sehr schlanke und bewegliche Person kann es schaffen, durch das Betrachten einer raschen Abfolge von Längsstreifen ein einigermaßen zuverlässiges Bild ihrer äußeren Erscheinung gewinnen. Da Della schlank war, beherrschte sie diese Kunst.

Plötzlich wirbelte sie vom Fenster weg und stellte sich vor den Spiegel.

Ihre Augen blitzten aufgeregt, doch ihr Gesicht hatte in weniger als zwanzig Sekunden alle Farbe verloren. Rasch löste sie ihr Haar und ließ es zu seiner vollen Länge herabfallen.

Nun gab es zwei Dinge im Besitz von Mr. und Mrs. James Dillingham Young, auf die sie beide unheimlich stolz waren.

Eines davon war Jims goldene Uhr, die zuvor schon seinem Vater und seinem Großvater gehört hatte.

Das andere war Dellas Haar.

Hätte in der Wohnung jenseits des Lichtschachts die Königin von Saba gewohnt, so hätte Della vielleicht eines Tages ihr Haar zum Trocknen aus dem Fenster gehängt, und alle Juwelen und so sonstigen Schätze Ihrer Majestät wären zur Bedeutungslosigkeit verblasst.

Und wäre König Salomon Portier im Haus der Dillinghams gewesen und hätte all seine Reichtümer im Keller gestapelt, so hätte Jim jedes Mal im Vorbeigehen seine Uhr gezückt, und der König hätte sich vor Neid den Bart gerauft.

So fiel nun Dellas schönes Haar wie ein brauner Wasserfall glänzend und sanft sich kräuselnd an ihr herab. Es reichte ihr bis unter die Kniekehlen und umhüllte sie fast wie ein Gewand. In nervöser Hast steckte sie es wieder auf.

Einen Augenblick lang schwankte sie noch in ihrem Entschluss, während eine Träne oder möglicherweise auch zwei auf den abgetretenen roten Teppich tropften.

Schnell zog sie ihre alte braune Jacke an, schnell setzte sie ihren alten braunen Hut auf. Mit wehenden Röcken und immer noch diesem Leuchten in den Augen huschte sie aufgeregt durch die Tür, die Treppe hinunter, auf die Straße.

Sie blieb erst stehen, als sie ein Schild erreicht hatte, auf dem zu lesen war: „Mme. Sofronie, An- und Verkauf von Haarteilen aller Art“.

Della rannte die Treppe hinauf und rang, oben angekommen, nach Luft und Fassung. Die gnädige Frau war wohl genährt, bleichgesichtig und eiskalt. Sie sah kaum so aus, als könne sie „Sofronie“ heißen.

„Wollen Sie meine Haare kaufen?“, fragte Della.

„Ich kaufe Haar“, antwortete Madame.

„Nehmen Sie Ihren Hut ab und lassen Sie mal sehen.“

Der haarige Wasserfall stürzte in Wellen herab. *„Zwanzig Dollar“* bot Madame und griff mit geübten Händen in die Haarflut.

„Schnell, geben Sie mir das Geld“.

Die nächsten zwei Stunden eilten dahin wie auf rosigen Flügeln - das ist ein stilistisch abgegriffener Vergleich, nehmen Sie's nicht so genau.

Della stürmte durch die Läden auf der Suche nach Jims Geschenk. Schließlich fand sie es. Es war ganz bestimmt für Jim gemacht und für niemand anders, das stand fest.

In keinem der anderen Geschäfte hatte sie auch nur eines gefunden, das diesem hier auch nur annähernd gleichkam. Und sie hatte sie wirklich alle auf den Kopf gestellt. Es war eine schlichte, edle und geschmackvolle Uhrkette aus Platin, deren Wert sich allein in ihrem Material offenbarte und nicht in auffälligen Verzierungen.

Sie war gerade so, wie alle wirklich guten Dinge sein sollten. Sie war sogar der Uhr aller Uhren würdig. Kaum dass Della sie gesehen hatte, wusste sie, dass sie Jim gehören musste. Sie war wie er, dezent, vornehm und wertvoll - diese Begriffe treffen es wohl ziemlich genau.

Einundzwanzig Dollar nahm man ihr dafür ab, und sie eilte mit den siebenundachtzig Cent nach Hause. Mit dieser Kette an seiner Uhr konnte Jim in jeder Gesellschaft stilvoll nach der Zeit sehen. Denn wenn die Uhr auch ein Prachtstück war, so schaute er sie oft nur verstohlen an, denn sie war an einem Lederriemchen, statt an einer Uhrenkette festgemacht.

Als Della zu Hause ankam, dämpften Vernunft und ruhige Überlegung ein wenig ihren Taumel, Sie holte ihre Brennschere hervor, zündete das Gas an und machte sich daran, die verheerenden Folgen zu beheben, die ihre Großzügigkeit in Verbindung mit ihrer Liebe zu Jim angerichtet hatten.

Was immer, liebe Freunde, eine ungeheure Aufgabe ist, ein wahres Mammutprogramm.

Vierzig Minuten später war ihr Kopf mit winzigen, eng anliegenden Löckchen bedeckt, mit denen sie aussah wie ein schwänzender Schulbub. Sie besah sich lange, sorgfältig und kritisch im Spiegel.

„Wenn Jim mich nicht umbringt“, sagte sie sich, „wird er behaupten, dass ich wie ein Chormädchen von Coney Island aussehe, wenn er mich überhaupt noch eines zweiten Blickes würdigt.“

Aber was bitte, hätte ich tun können? Was hätte ich mit einem Dollar und siebenundachtzig Cent anfangen sollen?“

Um sieben Uhr war der Kaffee fertig und auf dem Ofen stand die Pfanne bereit, in der die Koteletts gebraten werden sollten.

Jim kam immer pünktlich nach Hause. Della rollte die Uhrkette in ihrer Hand zusammen und setzte sich auf die Tischkante gegenüber von der Tür, durch die er immer hereinkam.

Als sie seine Schritte unten im ersten Stock hörte, wurde sie einen Augenblick lang ganz bleich.

Sie hatte die Angewohnheit, kleine Stoßgebete gen Himmel zu richten, auch wenn es nur um Alltagsdinge ging. So flüsterte sie auch jetzt: *„Bitte, lieber Gott, mach, dass er mich immer noch hübsch findet.“*

Die Tür ging auf, Jim trat ein und machte sie hinter sich zu.

Er sah schmal und sehr ernst aus. Armer Kerl! Er war erst zweiundzwanzig - und schon hatte er eine Familie zu versorgen.

Er brauchte dringend einen neuen Mantel, und Handschuhe hatte er auch keine. Jim blieb an der Tür stehen, bewegungslos wie ein Vorsteherhund, der eine Wachtel wittert.

Er fixierte Delta, und in seinen Augen war etwas, das sie nicht zu deuten vermochte, das sie aber erschreckte. Es war weder Zorn noch Überraschung, weder Missbilligung noch Entsetzen, und es war auch keines der Gefühle, auf die sie gefasst war.

Er starrte sie mit diesem seltsamen Ausdruck im Gesicht ganz einfach nur an.

Della rutschte vom Tisch herunter und lief auf ihn zu.

„Bitte, lieber Jim, sieh mich nicht so an. Ich habe mein Haar abgeschnitten und verkauft, weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, kein Weihnachtsgeschenk für dich zu haben. Es wächst bald wieder nach, du bist mir doch deswegen nicht böse, oder? Ich musste es einfach tun. Mein Haar wächst furchtbar schnell.“

Wünschen wir uns ‚Fröhliche Weihnachten‘, Jim, und lass uns ganz einfach glücklich sein!

Du weißt ja gar nicht, was für ein schönes, ja, was für ein wunder-, wunderschönes Geschenk ich für dich habe.“

„Du hast deine Haare abschneiden lassen?“, stieß Jim schließlich mühsam hervor, so als sei ihm die Tatsache auch nach größter gedanklicher Anstrengung noch nicht zu Bewusstsein gelangt und als wolle er sie erst nach reiflicher Überlegung anerkennen.

„Abgeschnitten und verkauft“, antwortete Della. „Magst du mich nicht trotzdem genauso gern? Ich bin auch ohne Haar immer noch dieselbe, oder?“

Jim sah sich forschend im Zimmer um. *„Du meinst, dein Haar sei weg?“* fragte er, was ein wenig einfältig klang.

„Du brauchst gar nicht danach zu suchen“, erwiderte Della. „Ich sage dir ja, ich habe es verkauft. Es ist weg. Und weg ist weg. Aber heute ist Heiliger Abend. Komm, sei ein wenig lieb zu mir, ich hab’s doch für dich getan. Es mag ja sein, dass die Haare auf meinem Kopf gezählt waren“, fuhr sie mit hinreißender, plötzlicher Ernsthaftigkeit fort, „aber niemand könnte jemals meine Liebe zu dir zählen. Soll ich jetzt die Koteletts aufsetzen, Jim?“

Jetzt endlich schien Jim aus seiner Benommenheit zu erwachen. Er schloss Della in die Arme.

Wir wollen daher zehn Sekunden lang in diskreter, taktvoller Weise irgendeinen belanglosen Gegenstand am entgegengesetzten Ende des Raumes betrachten.

Acht Dollar die Woche oder eine Million im Jahr – wo ist da der Unterschied? Ein Mathematiker oder ein anderer Witzbold würde uns eine falsche Antwort geben. Die drei Weisen aus dem Morgenland brachten kostbare Geschenke, aber jene Gabe war nicht dabei. Sie werden gleich verstehen, was mit dieser dunklen Andeutung gemeint ist.

Jim zog ein Päckchen aus seiner Manteltasche und warf es auf den Tisch. *„Täusche dich nicht in mir, Della“,* sagte er. *„Ich glaube kaum, dass ein Haarschnitt oder eine Kopfwäsche oder irgendetwas in dieser Richtung mich dazu bringen könnte, mein Mädchen weniger zu mögen.“*

Aber wenn du dieses Paket aufmachst, wirst du sehen, warum ich vorhin Probleme hatte, die Fassung zu bewahren.“

Behände weiße Finger zerrten an Schnur und Papier.

Dann ein entzückter Freudenschrei, dem in echt weiblicher Manier übergangslos Tränen und Wehklagen folgten.

Diese wiederum stellten den Herrn des Hauses augenblicklich vor die Notwendigkeit, unter Aufbietung aller ihm zur Verfügung stehenden Kräfte Trost zu spenden.

Denn dort lagen schönsten aller Käämme, eine ganze Garnitur davon, seitlich und hinten einzustecken. Della hatte sie schon seit Langem in einem Schaufenster am Broadway bewundert.

Es waren herrliche, mit Edelsteinen und Perlen besetzte Käämme aus echtem Schildplatt, die von genau der Farbe waren, die zu ihrem verschwundenem Haar gepasst hätte.

Es waren teure Kämmе, das wusste sie, und ihr Herz hatte um sie gebettelt, doch hatte sie nie auch nur im Entferntesten zu hoffen gewagt, sie jemals zu besitzen.

Jetzt gehörten sie ihr, nur waren die Flechten nicht mehr da, die der ersehnte Schmuck zieren sollte.

Doch sie drückte ihn ans Herz, und schließlich konnte sie auch mit verweinten Augen und einem Lächeln aufblicken und versichern: *„Mein Haar wächst ja so schnell, Jim!“*

Da plötzlich sprang sie auf wie ein Kätzchen, das sich das Fell versengt hat und rief: *„Oh, oh!“*

Jim hatte ja sein wunderschönes Geschenk noch nicht gesehen.

Sie hielt es ihm eifrig auf der geöffneten Hand entgegen. Das kostbare, stumpfe Metall schien plötzlich aufzuleuchten und ihr helles kristallklares Wesen widerzuspiegeln.

„Ist sie nicht prächtig? Ich habe die ganze Stadt durchkämmt, bis ich sie endlich gefunden habe. Jetzt kannst du getrost hundertmal am Tag nach der Zeit sehen. Gib mir deine Uhr. Ich will doch mal sehen, wie sie dazu aussieht.“

Aber Jim tat nicht, was sie sagte. Stattdessen ließ er sich auf das Sofa fallen, faltete die Hände hinterm Kopf und lächelte.

„Della“, sagte er, „packen wir unsere Weihnachtsgeschenke einfach und heben sie eine Zeit lang auf. Sie sind zu schön, als dass wir sie gleich jetzt benutzen sollten.“

Ich habe die Uhr verkauft, um das Geld für deine Kämmе zu bekommen. Und jetzt, denke ich, wär's an der Zeit, die Koteletts aufs Feuer zu stellen.“

Die drei Könige aus dem Morgenland waren, wie Sie wissen werden, weise Männer, - wunderbar weise Männer -, die dem Kind in der Krippe Geschenke brachten.

Sie erfanden die Kunst des weihnachtlichen Schenkens.

Und da sie weise waren, wählten sie Ihre Gaben zweifellos mit Bedacht und behielten sich für den Fall, dass eine davon schon vorhanden sein könnte, das Recht vor, sie nach dem Fest umtauschen zu können.

Und da habe nun ich, nicht sehr geschickt übrigens, Ihnen die ziemlich ereignislose Geschichte von zwei törichten Menschenkindern in einer möblierten Wohnung erzählt, die so unklug waren, einander ihre größten Schätze zu opfern.

Doch in einem Schlusswort an die Weisen unserer Tage lassen Sie mich noch eines sagen, dass nämlich von allen, die schenken, diese beiden die Weisesten waren.

Von allen, die schenken und beschenkt werden, sind Menschen wie sie am weisesten. Immer und überall.

Sie sind die wahren Weisen.

Henry René Albert Guy de Maupassant (1850 - 1893)
war Schriftsteller und Journalist.

Bereits als Internatsschüler in katholischen Seminaren unternahm er seine ersten literarischen Versuche, und wurde schließlich wegen eines frechen Gedichts von der Schule verwiesen.

Nach dem Abitur begann er ein Jurastudium, musste dieses jedoch wieder abbrechen, weil er in den Französisch-Preußischen Krieg eingezogen wurde.

Insgesamt verfasste er etwa dreihundert Novellen und sechs Romane, dazu drei Reisebücher, einen Gedichtband und ein Theaterstück.

Heiligabend

Französischer Originaltitel:

Nuit de Noël
1882

Der beliebte Henri Templier war so erzürnt, als hätte man ihm eine Schandtät zugemutet.

„Heiligabend! Heiligabend! Oh nein, nein! Mit mir nicht mehr!“

Lachend riefen die anderen: *„Was regst du dich denn so auf?“*

Er antwortete: *„Weil mir einmal ein Heiligabend einmal den übelsten Streich der Welt gespielt hat, und ich seitdem ein unüberwindbares Grauen vor dieser blöden Nacht stumpfsinniger Fröhlichkeit habe.“*

„Wieso denn?“

„Wieso? Na gut, wenn ihr's wissen wollt, dann hört zu.“

Ihr könnt euch wohl erinnern, wie eisig kalt es vor zwei Jahren um diese Zeit war; eine Mordskälte, bei der die Armen auf den Straßen starben.

Der Fluss war zugefroren; auf den Gehsteigen wurden einem die Füße zu Eis, durch die Stiefelsohlen hindurch; es war, als sollte alles vor die Hunde gehen.

Ich saß damals an einem großen Projekt und lehnte jede Einladung zum Feiern ab, damit ich die Nacht an meinem Schreibtisch verbringen konnte. Ich speiste allein; dann mache ich mich ans Werk.

Aber gegen zehn Uhr riss mich der Gedanke an die Pariser Fröhlichkeit mit einem Mal aus der Ruhe; ich horchte - ob ich wollte oder nicht - auf den Lärm auf den Straßen, auf die Vorbereitungen der Nachbarn zum Festmahl, die ich durch die Wände hörte.

Ich war nicht mehr bei der Sache, schrieb Unsinn, und mir wurde klar, dass ich in dieser Nacht nichts Ordentliches mehr zustande bringen würde.

Eine Zeit lang ging ich in meinem Zimmer auf und ab. Ich setzte mich hin, dann stand ich wieder auf. Offenbar erlag ich dem geheimnisvollen Einfluss der Freude dort draußen und fügte mich. Ich klingelte meinem Dienstmädchen.

„Angèle“ sagte ich, „holen Sie mir doch etwas zum Essen für zwei Personen: Austern, ein kaltes Rebhuhn, Krebse, Schinken, Gebäck. Bringen Sie zwei Flaschen Champagner mit; decken Sie, und dann gehen Sie schlafen.“

Sie gehorchte, wengleich ein wenig überrascht.

Als alles fertig war, zog ich den Mantel über und verließ das Haus. Nun war die große Frage: Mit wem sollte ich Heiligabend feiern? Meine Freundinnen waren überall eingeladen. Darum hätte ich mich früher kümmern müssen.

Also gedachte ich, gleichzeitig ein gutes Werk zu tun. Paris, sagte ich mir, ist voll von schönen armen Mädchen, die kein Festmahl auf dem Teller haben und nach einem großzügigen Spender durch die Straßen irren. Ich will für eine dieser Ent-erbten die gute weihnachtliche Vorsehung sein.

Ich müsste ein bisschen gucken, in den Lokalen schauen, herumfragen. Fährt auf, dann könnte ich nach Belieben wählen. Und ich begann, die Stadt zu durchstreifen.

Sicher, ich traf viele arme Mädchen auf Abenteuersuche, aber alle so hässlich, dass einem übel werden konnte, oder spindeldürr zum Anfrieren, wenn sie nur mal stehen geblieben wären. Ich habe eine Schwäche, wie ihr wisst: ich liebe wohlgenährte Frauen. Je üppiger sie im Fleische stehen, desto lieber sind sie mir. Ein Koloss von Weib bringt mich um den Verstand.

Plötzlich entdeckte ich vor dem Théâtre des Variétés eine Gestalt, die mir gefiel.

Ein Kopf, dann vorn zwei Buckel, der Busen, sehr schön und darunter, erstaunlich: der Bauch einer Mastgans. Erschauernd murmelte ich: Junge, ist das ein schönes Mädchen! Blieb nur noch ein Punkt zu klären: das Gesicht. Das Gesicht, das ist das Dessert; das übrige ist der Hauptgang.

Ich beschleunigte den Schritt, überholte die Umherirrende und drehte mich unter einer Gaslaterne plötzlich um. Bezaubernd sah sie aus, ganz jung, braun, mit großen schwarzen Augen.

Ich machte mein Angebot, sie nahm ohne Zögern an. Eine Viertelstunde später saßen wir in meiner Wohnung bei Tisch.

Als sie eintrat, sagte sie: ‚Oh, ist das aber schön hier.‘ Und sie blickte sich mit der sichtlichen Zufriedenheit um, froh, in dieser eiskalten Nacht Tisch und Bett gefunden zu haben.

Sie war prächtig, derart hübsch, dass ich staunte, und rund, mein Herz auf ewig zu entzücken.

Sie legte den Mantel ab, dann den Hut, setzte sich und fing an zu essen; aber sie schien nicht ganz froh dabei, und manchmal lief ein Zucken über ihr ein wenig blasses Gesicht, als ob sie irgendetwas heimlich quäle.

‚Hast du Ärger?‘, fragte ich. ‚Ach was! Vergessen wir alles‘, antwortete sie. Und sie begann zu trinken.

Ihr Glas Champagner war in einem Zug leer, sie goss sich nach und leerte es wieder, ohne abzusetzen. Bald röteten sich ihre Wangen ein wenig; und sie fing zu kichern an. Ich betete sie bereits an, küsste sie mit voller Lust, entdeckte, dass sie weder dumm noch gemein noch grob war, wie die Straßennutten.

Ich fragte sie dies und das über ihr Leben. Sie antwortete: ‚Mein Kleiner, das geht dich nichts an.‘ Ach!

Und eine Stunde später schließlich kam der Moment, ins Bett zu steigen, und während ich den vorm Feuer gedeckten Tisch abräumte, zog sie sich rasch aus und kroch unter die Decke.

Meine Nachbarn machten fürchterlichen Lärm, lachten und sangen wie die Verrückten; und ich sagte mir: Es war goldrichtig, mir dieses schöne Mädchen zu suchen; ich hätte ja doch nicht arbeiten können.

Ein tiefes Stöhnen ließ mich herumfahren.

Ich fragte: ‚Was hast du denn, mein Kätzchen?‘

Sie antwortete nicht, seufzte nur weiter schmerzlich, als ob sie schrecklich leide. Ich fragte wieder: ‚Ist dir nicht gut?‘ Und plötzlich stieß sie einen Schrei aus, einen herzerreißenden Schrei. Mit einer Kerze in der Hand stürzte ich zu ihr.

Ihr Gesicht war vor Schmerz entstellt, und sie rang die Hände, hechelte, wimmerte aus tiefster Brust so dumpf, dass es sich wie ein Röcheln anhörte und einem das Herz aussetzen wollte.

Bestürzt fragte ich: ‚Was hast du denn? Sag‘ doch, was hast du?‘

Sie antwortete nicht und fing an zu schreien. Plötzlich verstummten die Nachbarn, lauschten, was bei mir vorgehe. Ich wiederholte: ‚Was tut dir weh, sag doch, was tut dir weh?‘

Sie stammelte: ‚Oh! Mein Bauch! Mein Bauch!‘ Mit einem Ruck hob ich die Decke, da sah ich, dass sie niederkam, Freunde.

Ich verlor den Kopf; ich rannte zur Wand, hämmerte mit den Fäusten dagegen, aus aller Kraft und brüllte: ‚Hilfe, Hilfe!‘

Meine Tür ging auf; eine Menge drängte herein, befrackte Männer, dekolletierte Frauen, Pierrots, Türken, Musketiere. Die Invasion brachte mich derart aus der Fassung, dass ich nicht mal imstande war, etwas zu erklären.

Sie hatten natürlich einen Unfall, womöglich ein Verbrechen befürchtet und begriffen gar nichts. Endlich brachte ich heraus: ‚Die die Frau, die Frau da, sie kommt nieder.‘

Da guckte jeder sie an, sagte seine Meinung. Ausgerechnet ein Kapuziner behauptete stur, sich auszukennen, und wollte der Natur nachhelfen. Sie waren allesamt blau wie die Hautbitzen.

Ich fürchtete, sie würden sie umbringen, und stürzte mit bloßem Kopf ins Treppenhaus, um einen alten Arzt zu holen, der um die Ecke wohnte.

Als ich mit dem Doktor wiederkam, war das ganze Haus auf den Beinen; das Gaslicht im Treppenhaus war angezündet; die Bewohner sämtlicher Stockwerke hatten sich in meiner Wohnung versammelt; vier Transportarbeiter vertilgten meinen Champagner und meine Krabben.

Bei meinem Erscheinen brach ein unerhörtes Geschrei los, und eine Milhhändlerin bot mir in einer Serviette ein abscheuliches kleines Stück Fleisch dar, faltig, runzlig, wimmernd und mauzend wie eine Katze.

‚Ein Mädchen‘, erklärte sie.

Der Arzt untersuchte die Entbundene, fand ihren Zustand nicht unbedenklich, da die Geburt unmittelbar nach dem Essen eingetreten war, und ging mit der Ankündigung, mir sofort eine Wärterin und eine Amme zu schicken, wieder weg.

Beide Frauen trafen nach einer Stunde mit einem Paken Medikamente ein. Ich brachte die Nacht in einem Sessel herum, zu schlapp, um mir die Folgen auszudenken.

Am nächsten Morgen kam der Arzt wieder.

Der frischgebackenen Mutter ging es ziemlich schlecht. Er sagte: ‚Ihre Frau, Monsieur‘. Ich fiel ihm ins Wort: ‚Sie ist nicht meine Frau.‘

‚Dann Ihre Geliebte‘, sagte er, ‚das ist unwichtig.‘

Und er führte auf, welche Pflege, welche Kost, welche Heilmittel sie benötigte.

Was sollte ich machen? Die Unglückliche in ein Krankenhaus schicken? Ich hätte im ganzen Haus, im ganzen Viertel als Schuft gegolten. Also behielt ich sie da.

Sechs Wochen lag sie in meinem Bett.

Das Kind?

Ich habe es zu Bauern nach Poissy gebracht. Es kostet mich fünfzig Francs jeden Monat.

Weil ich von Anfang an gezahlt habe, muss ich wohl oder übel bis an mein Ende zahlen. Und später wird es mich für seinen Vater halten.

Aber um das Unglück vollzumachen: Als das Mädchen genesen war, liebte sie mich, sie liebte mich rasend, das Luder!“

„Na und?“

„Na und! Mager ist sie geworden wie eine streunende Katze; rausgeworfen habe ich das Gerippe, aber sie lauert mir auf der Straße auf, versteckt sich, um mich kommen zu sehen, passt mich abends ab, wenn ich ausgehe, will mir die Hand küssen, kurz, fällt mir zum Irrewerden auf die Nerven.

Und darum feiere ich nie im Leben wieder Heiligabend.“

Lew Nikolajewitsch Tolstoi (1828 - 1910) ist vor allem wegen seiner Hauptwerke „Krieg und Frieden“ sowie „Anna Karenina“ bekannt geworden.

Er studierte zunächst orientalische Sprachen, dann Jura, brach dieses Studium jedoch wieder ab, um sich um die Verbesserung der Lebensverhältnisse der ererbten Leibeigenen auf dem Stammgut seiner Adelsfamilie zu kümmern.

In seine frühen Erzählungen flossen auch seine Kriegserfahrungen (Kaukasuskrieg, Stellungskrieg in Sewastopol nach Ausbruch des Krimkrieges) ein.

Tolstoi engagierte sich auch für die Reformierung des Schulwesens und richtete Dorfschulen ein.

Der Schuster Martin

1853

Vor vielen Jahren, da lebte in einem kleinen Dorf im weiten Russland ein Schuhmacher. Er hieß Martin.

Aber niemand im Dorf nannte ihn einfach Martin, auch nicht Herr Martin oder Schuster Martin. Wenn er ins Dorf ging, grüßten ihn die Leute: „*Guten Tag, Väterchen Martin*“, denn alle hatten ihn gern.

Vater Martin war nicht reich. Alles, was er auf dieser Welt besaß, war eine kleine Werkstatt mit einem Fenster zur Dorfstraße. Hier lebte er, hier schlief er und hier arbeitete er.

Aber Vater Martin war auch nicht arm. Er hatte alles, was er zum Leben brauchte: sein Werkzeug einen schönen gusseisernen Herd, auf dem er sein Essen kochte und wo er sich die Hände wärmen konnte, einen knarrenden Schaukelstuhl, in dem er gern saß und ein kleines Schläfchen hielt, eine große Öllampe, die er anzündete, wenn es dämmrig wurde, und ein bequemes Bett mit einer Flickendecke.

Leute, die Schuhe brauchten oder alte repariert haben wollten, gab es genügend, sodass Vater Martin immer alle Hände voll zu tun hatte. Vater Martin war immer fröhlich - oder doch fast immer. Seine Augen zwinkerten dann verschmitzt hinter der kleinen runden Brille. Er sang und pfiß den ganzen Tag bei der Arbeit vor sich hin und grüßte fröhlich die Menschen, die an seine, Fenster vorübergingen.

Aber einmal war alles anders.

Es war Heiligabend und Vater Martin stand traurig am Fenster. Er dachte an seine Frau, die vor vielen Jahren gestorben war, und an seine Söhne und Töchter. Sie waren längst erwachsen und fortgezogen. An diesem Tag feierten sie alle zu Hause bei ihren Familien.

Nur Vater Martin war ganz allein.

Vater Martin schaute die leere Dorfstraße hinauf und hinunter. Aus allen Fenstern fiel das warme Licht von Kerzen und Lichtern. Er hörte die Kinder lachen und über ihre Geschenke jubeln. Der Duft von Gebratenem und Gebackenem drang durch alle Fenster- und Türritzen seiner Werkstatt.

„*Kinderchen, Kinderchen*“, seufzte Vater Martin und kratzte sich am Kopf. Dann zündete er die Öllampe an, ging zu dem hohen Regal hinüber und holte ein altes Buch mit braunem Einband herunter. Er setzte eine Kanne mit Tee auf den Herd und machte es sich in seinem Lehnstuhl bequem. Dann begann er, zu lesen.

Ganz langsam las er die Weihnachtsgeschichte. Er las von Maria und Josef und von Jesus, der in einem Stall geboren wurde. „*Kinderchen, Kinderchen*“, murmelte Vater Martin und kratzte sich am Kopf.

„*Wenn sie zu mir gekommen wären, dann hätten sie in meinem guten Bett schlafen können. Ich hätte den kleinen Jungen mit meiner warmen Decke zugedeckt. Wie schön wäre es, an Weihnachten Besuch zu bekommen, und erst mit einem kleinen Kind!*“

Draußen kroch der Nebel ums Haus. Vater Martin musste die Lampe heller drehen. Er stand auf und schürte das Feuer im Ofen. Dann goss er sich eine Tasse Tee ein und las weiter. Und er las von den drei Königen, die durch die Wüste kamen und kostbare Geschenke brachten. „*Kinderchen, Kinderchen!*“, seufzte Vater Martin, „*Wenn Jesus zu mir gekommen wäre, hätte ich gar nichts für ihn gehabt.*“

Doch dann lächelte er und seine Augen funkelten hinter der kleinen runden Brille. Er stand auf und ging zu einem Regal.

Oben stand eine staubige Schachtel, die fest verschnürt war. Er öffnete sie und holte ein Paar winzige Schuhe daraus hervor.

Vater Martin betrachtete die kleinen kostbaren Schuhe liebevoll.

Es waren die schönsten Schuhe, die er jemals gemacht hatte; und die ersten Schuhe seiner Kinder. *„Die kleinen Schuhe hätte ich ihm gegeben“*. Sorgfältig packte er sie wieder ein und las weiter und nach einer Weile schlief er über dem Buch ein.

Draußen wurden die Nebelschwaden immer dichter. Wie Schatten huschten sie an seinem Fenster vorüber. Aber Vater Martin schlief fest und schnarchte leise. Plötzlich hörte er deutlich eine Stimme: *„Väterchen Martin!“*

Der alte Mann sprang auf. Sein grauer Schnurrbart zitterte. *„Wer ist da?“*, rief er.

Ohne Brille, die ihm beim Schlafen runter gerutscht war, konnte er nur schlecht sehen, aber im Zimmer schien niemand zu sein.

„Väterchen Martin“, hörte er wieder die Stimme. *„Du hast dir gewünscht, dass ich dich besuche. Achte morgen auf die Straße. Denn morgen werde ich zu dir kommen. Aber pass genau auf, damit du mich erkennst; denn ich sage dir nicht, wer ich bin.“*

Dann war alles wieder still. Vater Martin rieb sich die Augen. Das Feuer im Ofen war aus und die Lampe war verloschen. Draußen hörte er von überallher Glocken läuten:

Heute war ja Weihnachten!

„Das war er“, sagte der alte Mann zu sich selbst. *„Vielleicht habe ich auch bloß geträumt? - Nun, ich werde jedenfalls morgen genau aufpassen. - Aber woran soll ich ihn erkennen? Er ist ja kein kleines Kind geblieben. Später war er ein erwachsener Mann, ja ein König. Man sagt sogar, er war Gott selber.“*

Vater Martin wiegte den Kopf. „*Kinderchen, Kinderchen*“, murmelte er, „*ich muss gut aufpassen.*“

Vater Martin ging in dieser Nacht nicht mehr ins Bett. Dazu war er viel zu aufgeregt.

Er saß in seinem Lehnstuhl, schaute immer wieder aus dem Fenster und beobachtet aufmerksam die ersten Leute, die am frühen Morgen an seinem Haus vorbei gingen.

Vater Martin setzte einen Tee auf, und ließ dabei das Fenster nicht aus den Augen. Endlich tauchte am Ende der kleinen Gasse ein Mann auf.

Gespannt schaute Vater Martin aus dem Fenster.
War es Jesus?

Doch als der Mann näher kam, trat Vater Martin enttäuscht zurück. Es war der alte Straßenkehrer, der jede Woche mit einem Reisigbesen die Straße fegte.

Vater Martin ärgerte sich ein wenig. Schließlich hatte er Besseres zu tun, als nach einem alten Straßenkehrer Ausschau zu halten. Er wartete doch auf den König Jesus. Enttäuscht wandte er sich von dem Fenster ab. Er wartete, bis der alte Mann vorübergegangen sein musste, und schaute wieder nach draußen.

Doch der Straßenkehrer war auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen geblieben. Er stützte sich schwer auf seinen Besen, rieb sich die Fäuste und stapfte mit den Füßen. Wahrscheinlich fror der alte Mann erbärmlich.

Und überhaupt, dass er an Weihnachten arbeiten musste!

Vater Martin bekam Mitleid. Er klopfte an die Fensterscheibe, aber der Alte hörte es nicht. Darum öffnete Vater Martin die Tür einen Spalt breit. „*He!*“, rief er „*He, Brüderchen!*“

Der alte Mann blickte erschreckt um sich - die Leute behandelten einen Straßenkehrer oft sehr unfreundlich. Aber Vater Martin lächelte. „*Wie wäre es mit einem Tässchen Tee?*“, fragte er, „*Du siehst aus, als ob du bald zu einem Eiszapfen erstarrt bist.*“ Der Straßenkehrer ließ sich nicht zweimal bitten. „*Vergelt's Gott*“, murmelte er verlegen, als er in die warme Schuhmacherwerkstatt trat. „*Das ist sehr gütig von Euch, Väterchen, sehr gütig.*“

Vater Martin goss ihm aus der Kanne heißen Tee ein. „*Nicht der Rede wert*“, sagte er über die Schulter. „*Schließlich feiern wir heute Weihnachten.*“

„*Ach ja, Weihnachten.- Dies ist mein einziges Weihnachtsgeschenk.*“ Der alte Mann putzte sich die Nase.

Während er am Ofen saß, dampften seine feuchten Kleider und trockneten langsam. Vater Martin kehrte zu seinem Platz am Fenster zurück und beobachtete weiter die Straße. „*Erwartest wohl Besuch?*“, fragte der alte Straßenkehrer mit rauher Stimme.

„*Ich bin ungelegen, stimmt's?*“

Vater Martin schüttelte den Kopf. „*Nein , ich ... Nun ja, hast du schon mal etwas von Jesus gehört?*“

„*Gottes Sohn?*“, fragte der alte Mann.

„*Ja. Er will heute zu mir kommen*“, erklärte Vater Martin.

Dann erzählte er, was sich in der Nacht zugetragen hatte.

Der Straßenkehrer stellte seine Tasse beiseite und schüttelte den Kopf: „*Nein, was es alles gibt!*“, sagte er. „*Viel Glück und viele Dank für den Tee.*“

Dann ging er.

Vater Martin folgte ihm bis zur Tür und winkte ihm nach. Eine blasse Wintersonne stand nun am Himmel. Ihre Strahlen gaben gerade so viel Wärme, dass auf den Pflastersteinen und an der Fensterscheibe das Eis zu tauen begann.

Jetzt waren noch mehr Leute unterwegs. Viele nickten Vater Martin und wünschten Frohe Weihnachten. Vater Martin nickte und lächelte zurück, aber Lust zu einem Schwätzchen hatte er nicht. Er wartete auf einen anderen Gast. Gerade wollte Vater Martin die Tür wieder zu machen, da fiel sein Blick auf eine zerlumpte Gestalt. Es war eine junge Frau. Sie trug ein Kind auf dem Arm und sah abgemagert und erschöpft aus. „*Hallo*“, rief Vater Martin, „*wollt ihr nicht herkommen und euch ein wenig aufwärmen?*“

Ängstlich blickte die Frau auf. Sie schien einen Augenblick zu überlegen, ob sie nicht besser wegrennen sollte.

Aber dann sah sie die fröhlichen Augen hinter Vater Martins Brille. „*Sie sind ein guter Mensch*“, sagte die junge Frau, als sie in das kleine Zimmer trat. Vater Martin zuckte mit den Achseln.

„*Hast du noch einen weiten Weg vor dir - mit dem Kind?*“, fragte er.

„*Bis ins nächste Dorf ist es ein gutes Stück*“, antwortete sie leise. „*Dort habe ich Verwandte, bei denen wir vielleicht bleiben können. Ich habe keinen Mann wissen Sie*“

Vater Martin nahm das kleine Kind auf seinen Arm.

„*Wollt ihr etwas Brot und Suppe mit mir essen?*“, fragte er.

Aber die Frau schüttelte stolz den Kopf. „*Aber wenigstens etwas Milch für den Kleinen, ich mache sie schnell auf dem Herd warm. Keine Sorge*“.

Vater Martin zwinkerte mit den Augen: „*Ich habe selber Kinder gehabt.*“

Das Kind lachte und strampelte mit den Beinen. „*Kinderchen, Kinderchen*“, sagte Vater Martin kopfschüttelnd, „*der arme Kleine hat ja gar keine Schuhe an!*“

„*Dafür haben wir kein Geld*“, seufzte die junge Frau bitter.

Vater Martin kratzte sich am Kopf. Ein Gedanke machte ihm zu schaffen. Die Schachtel auf dem hohen Regal! Die kleinen Schuhe, die er vor langer Zeit gemacht hatte!

Vater Martin nahm zögernd die Schachtel vom Regal. Die Schuhe passten dem Kleinen, als wären sie extra für ihn angefertigt worden.

„*Hier nehmt diese*“, sagte Vater Martin.

Die junge Frau war überrascht.

„*Wie kann ich Ihnen nur danken?*“, rief sie glücklich.

Aber Vater Martin hörte schon nicht mehr richtig zu. Verstohlen blickte er zum Fenster hinaus. „*Ist irgendetwas nicht in Ordnung?*“, fragte die junge Frau besorgt.

„*Heute ist doch Weihnachten*“, sagte Vater Martin. „*Da kam Jesus zur Welt.*“

Die Frau nickte. „*Jesus will heute zu mir kommen*“, erklärte Vater Martin, „*er hat es mir versprochen.*“

Und dann erzählte er von seinem Traum - wenn es denn wirklich nur ein Traum war.

Die junge Frau hörte aufmerksam zu.

Sie schien den Worten des alten Schuhmachers nicht ganz zu glauben, aber zum Abschied drückte sie ihn dankbar die Hand. *„Ich hoffe, dass er kommt“*, meinte die Frau. *„Sie haben es wirklich verdient. Sie waren so gut zu mir und zu meinem Kind.“*

Vater Martin schloss die Tür hinter der Frau. Dann stellte er den Topf mit der Kohlsuppe aufs Feuer, und kehrte zu seinem Fensterplatz zurück.

Die Stunden vergingen. Vater Martin schaute sich jeden einzelnen Menschen genau an, die an seinem Fenster vorbei gingen. Aber Jesus war nicht dabei.

Plötzlich bekam er Angst. Vielleicht war Jesus vorbeigegangen, und er hatte ihn nicht erkannt. Vielleicht war er ganz schnell gegangen, gerade als Vater Martin für ein paar Sekunden nach dem Feuer oder der Suppe geschaut hatte ...

Er rannte zur Tür. Draußen waren allerlei Menschen unterwegs. Kinder, alte Männer und Frauen, Bettler, fröhliche und traurige Leute. Einige grüßte er mit einem Lächeln, andere nur mit einem Nicken.

Aber Jesus war nicht dabei.

Als es dunkel wurde und der graue Dezembernebel wieder durch die Straßen kroch, zündete der Schuster traurig seine Öllampe an und setzte sich in den Schaukelstuhl. Er nahm wieder das Buch zur Hand. Aber sein Herz war zu schwer und seine Augen zu müde, um die Worte zu entziffern.

„Es war doch alles nur ein Traum“, dachte er verzagt. *„Und ich hatte mich so darauf gefreut, dass Jesus zu mir kommt.“*

Tränen stiegen in seine Augen, sodass er kaum noch etwas sehen konnte.

Doch plötzlich war ihm, als sei er nicht mehr allein im Zimmer. Zogen da nicht Menschen durch die Werkstatt?

Vater Martin wischte sich die Tränen aus den Augen. Waren das nicht der Straßenkehrer und die junge Frau mit ihrem Kind - all die Leute, die er heute gesehen und gesprochen hatte?

„Hast du mich nicht erkannt? Hast du mich wirklich nicht erkannt, Vater Martin?“, fragten sie im Vorbeigehen.

„Wer seid ihr?“, rief der alte Schuster. *„Sagt es mir!“*

Da hörte Vater Martin dieselbe Stimme wie in der Nacht zuvor, obwohl er nicht hätte sagen können, woher sie kam:

„Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mit zu essen gegeben.“

Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mit zu trinken gegeben.“

Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“

Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet.“

Wo immer du heute einem Menschen geholfen hast, da hast du mir geholfen!“

Dann war alles wieder still. *„Kinderchen, Kinderchen!“*, murmelte Vater Martin leise und kratzte sich am Kopf. *„Dann ist er also doch gekommen! Dann hat Jesus mich tatsächlich besucht!“*

Er lächelte und seine Augen zwinkerten fröhlich hinter der kleinen Brille.

Vielen Dank!

Interessieren Sie Bücher über Persönlichkeitsentfaltung, Spiritualität oder Mystik?

Hier finden Sie eine Auswahl wertvoller Werke:

<https://issuu.com/bennorca/docs/ibuxcom-allebuecher>